Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr. . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Die

Granitcolonne von Marengo.

Historischer Roman

von

Ferdinand Stolle,

Verfasser von „1813“, „Elba und Waterloo“, u. s. w.

Zweiter Band.

Plauen,

Verlag von August Schröter.

1855.

Der Uebergang über die Alpen.

Erstes Kapitel.

Eine mächtige Karte der Schweizeralpen vor sich ausgebreitet, saß in tiefes Nachsinnen versunken der Erste Consul in seinem Cabinet der Tuilerien. Er hatte Punkte der Karte mit Stecknadeln, die mit bunten Knöpfen versehen waren, besteckt und maß mit dem Zirkel in der Hand die unterschiedlichen Entfernungen. Nach einiger Zeit stand er auf, und ging, die Hände auf den Rücken, das Gemach auf und ab.

„Moreau, Moreau," sprach er für sich in abgebrochenen Sätzen, „wie lange zögerst Du — hätt' ich Deine Macht, wär' die Donau mein — keine östreichische Maus sollte den Alpen zu nahe kommen — ein Monat dahin und ich bin der gefesselte Prometheus — und unsre Helden am Mit-

telmeere gehen zu Grunde — ich verkomme in meiner Unthätigkeit."

Da trat der Kriegsminister Carnot in's Cabinet und meldete einen Offizier der Armee von Italien, der sich mit Lebensgefahr längs der sardinischen Küste nach Frankreich durchgeschlichen hatte.

„Er ist willkommen," rief Bonaparte und ließ den Offizier sofort eintreten. Letzterer erschien und der Erste Consul schritt ihm hastig entgegen.

„Nun," rief er, „wie steht es mit unsern braven Truppen, was macht Massena? Ihr Armen werdet schmale Bissen zu kauen haben. Nicht wahr? Aber Geduld, nur ein klein wenig Geduld — ich komme."

„Allerdings," berichtete der Abgesandte, der direkt aus dem Hauptquartier der Armee von Ligurien kam, „unsre Lage kann nicht verzweifelter sein."

„Erzählt, erzählt," sprach Bonaparte und zeigte auf eine Ottomane, worauf der Berichterstatter sich setzen mußte, während er und Carnot gleichfalls Platz nahmen.

„Es war am zehnten Mai," erzählte der Offizier, „als wir plötzlich durch Kanonendonner im feindlichen Lager in Allarm versetzt wurden. Wir

glaubten an einen Angriff und trafen alle Vorkehrungen, denselben abzuschlagen, als wir durch einige eingefangene Oestreicher die niederschmetternde Kunde erhielten, daß jenes Kanonenfeuer keine feindliche Demonstration sei, sondern daß man einen über den General Süchet davon getragenen Sieg feiere. Zum Glück erhielten wir durch unsre geheimen Botschafter bald die Nachricht, daß diese Siegesfeier nur eine Prahlerei gewesen und wahrscheinlich nur in der Absicht unternommen, den moralischen Muth unsrer Soldaten vollends nieder zu beugen."

„Diesen Streich," sprach Bonaparte, „würde ich den Oestreichern sofort vergolten haben, hätte es kosten mögen, was es gewollt hätte."

„Derselben Ansicht war Massena," fuhr der Berichterstatter fort. „Mit zwei Colonnen unternahm er einen Ausfall aus Genua. Die eine zur Linken ward vom General Soult befehligt, die andre von Miollis commandirt, griff die Oestreicher in der Front an. Man stürmte den Monte Creto, warf den Feind in die Schluchten und machte fünfzehnhundert Gefangene."

„Brav, brav, Massena,“ nickte Bonaparte beistimmend, indem er sich eine Priese nahm.

„Abends,“ erzählte der Offizier weiter, „zog Massena im Triumph wieder in Genua ein und am andern Morgen ließ er dem feindlichen General sagen: „er ließe jetzt ebenfalls Victoria schießen.““

Der Erste Consul klatschte applaudirend in die Hand, ein Beweis, wie sehr die rasche und tapfere Entschlossenheit Massena's seines Beifalls sich erfreute.

„Mit dieser glänzenden Waffenthat,“ lautete der Bericht über die Ligurische Armee weiter, „waren die günstigen Erfolge aber auch zu Ende. Unsre abgematteten und erschöpften Soldaten vermochten kaum noch das Gewicht ihrer Waffen zu tragen. Am dreizehnten Mai war Kriegsrath und Massena gab wieder seinen Willen seine Einwilligung zu einer Operation, die leider von dem unglücklichsten Erfolge begleitet war. Diese Operation ging dahin, den Monte Creto zu nehmen.“

„Wie,“ rief hier Bonaparte aufspringend, „den Monte Creto nehmen mit Soldaten, die das Gewehr kaum zu tragen vermögen? Was denkt Massena.“

„Die Operation war freilich verlockend,“ entschuldigte der Berichterstatter, „denn gelang's, die Oestreicher aus dieser wichtigen Stellung zu vertreiben, so wurden sie sehr weit von Genua zurückgeworfen.“

„Was hilft eine verlockende Aussicht,“ warf der Erste Consul unmuthig dazwischen, „wenn ich voraussichtlich die Macht nicht habe, meinen Zweck in Ausführung zu bringen.“

„Am dreizehnten Mai rückten wir gegen den Monte Creto vor.“

„Unerhört! unerhört!“ rief Bonaparte.

„Der Kampf war im Anfang für unsre Bataillone außerordentlich glänzend; leider aber stürzte der Regen in Strömen nieder und rieb die Kräfte unsrer erschöpften Soldaten vollends auf. Der Feind hatte seine Stellungen außerordentlich verstärkt, und warf unsre vor Hunger und Erschöpfung total entkräfteten Truppen in die Thäler zurück. General Soult, der es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, ein Unternehmen, das er angerathen, zu einem glücklichen Ende zu führen, sammelte die dritte Halbbrigade, und würde sein Angriff vielleicht von einem glücklichen Erfolge begleitet gewesen sein, hätte nicht

ein Schuß in den Fuß diesen General zu Boden gestreckt."

„Bah" — fiel hier Bonaparte ein, „ihr würdet geworfen worden sein, wenn auch Soult unverletzt geblieben."

„In Folge seiner Verwundung," fuhr der Erzähler fort, „fiel der tapfre General in feindliche Gefangenschaft."

„Nur die Strafe für seine tollkühne Unternehmung," bemerkte der Erste Consul.

„Die Armee," lautete der Bericht weiter, „kehrte niedergeschlagen nach Genua zurück. Während ihrer Abwesenheit war ein Weiberaufstand ausgebrochen. Die Unglücklichen eilten, von Hunger getrieben, mit Klingeln durch die Stadt und baten um Brod. Das Volk gerieth dadurch in Aufruhr. Massena dämpfte denselben und hatte von jetzt fast nur für die Ernährung der armen Bevölkerung zu sorgen. Die Stadtbewohnerschaft zeigte übrigens die edelste Aufopferung. Der Obergeneral hatte sich nach einander, erst auf vierzehn Tage, dann noch einmal auf vierzehn Tage Getreide zu verschaffen gewußt. Hierauf lief unvermuthet ein Schiff in den Hafen von Genua, das für fünf

Tage Proviant brachte. Seit dem fünften April war Massena eng eingeschlossen und diese Lebensmittel hatten bis zum zehnten Mai gereicht. Als die Vorräthe abnahmen, verringerte der Obergeneral die täglich an das Volk und die Armee auszutheilenden Rationen. Das Fehlende suchte er durch Suppe, die aus Kraut bereitet ward und durch etwas Fleisch, das sich in der Stadt noch vorfand, zu ersetzen."

„Die reichen Einwohner vermochten noch immer für sich zu sorgen, indem sie für schweres Geld sich an solchen Orten Nahrungsmittel sich verschafften, die den polizeilichen Nachforschungen entgangen waren. Massena hatte demnach nur für die Armen zu sorgen, die meistens der Hungersnoth Preis gegeben waren. Zu ihren Gunsten erhob er von den Reichen eine Steuer, wodurch die Armuth ganz für die Franzosen gewonnen ward. Ueberhaupt übte die Charaktergröße des Obergenerals einen solchen Einfluß auf die gesammte Bevölkerung, daß man ihm nicht blos Gehorsam leistete, sondern auch Bewunderung schenkte."

„Gleichwohl gab es eine franzosenfeindliche Partei in der Stadt, welche keine Bestechung und

überhaupt kein Mittel scheute, um Proletarierhaufen gegen den Oberfeldherrn aufzuwiegeln. Um einem etwaigen Ausbruche vorzubeugen oder im Keime zu ersticken, ließ Massena einen Theil seiner Bataillone mit brennenden Lunten an den Kanonen auf den freien Plätzen der Stadt bivouakiren. Allein das Brod, von dem man zehrte und das aus Hafer, Bohnen und andern Hülsenfrüchten bereitet war, ging endlich ganz zu Ende, wie ebenfalls an Fleisch gänzlicher Mangel eintrat."

„Den zwanzigsten Mai kann nichts mehr übrig sein als Stoffe die sich zu Nahrungsmitteln kaum mehr verwenden lassen. Wenn bis dahin keine Hülfe kommt, muß Massena mit seiner gesammten Mannschaft die Waffen strecken und Melas erhält dreißigtausend Mann verfügbar die Alpenpässe zu sperren."

Mit diesen Inhalt schweren Worten endete der Bericht des Offiziers der Armee von Ligurien.

Der Erste Consul verharrte eine Zeit lang in tiefem Schweigen. Halbbewußtlos irrten seine Blicke auf der ausgebreiteten Schweizerkarte. Dann wandte er sich an Carnot, der schweigend der Rede des italienischen Unglücksboten zugehört hatte,

„und von Moreau noch keine neuern Nachrichten angelangt?"

„Sie sind es," antwortete der Kriegsminister, „und nach meinem Dafürhalten sind sie der Art, daß wir durchaus nichts mehr von den Oestreichern in Deutschland zu fürchten haben."

Mit diesen Worten überreichte Carnot dem Ersten Consul den Brief des General Moreau, der bereits im vorigen Bande mitgetheilt worden ist.

Hastig erbrach Bonaparte das Schreiben. Seine Blicke irrten über die verhängnißvolle Botschaft und sie begannen zu leuchten; das Angesicht des Ersten Consul strahlte vor Freude.

„Wohlan," rief er aufspringend, „so ist kein Augenblick zu verlieren."

Er dankte dem Offizier für den Muth und die Ausdauer, welche er an den Tag gelegt, um Nachrichten über den Zustand der italienischen Armee nach Paris zu bringen; worauf er entlassen wurde.

Bonaparte war mit dem großen Kriegsmeister Carnot allein.

„Endlich," sprach ersterer, „Carnot, wie steht's mit den Divisionen der Vendée?"

„Sie treffen dieser Tage am Orte ihrer Bestimmung ein," antwortete der Kriegsminister; „dasselbe gilt von den Truppenkörpern, die von den Ufern der Rhone aufgebrochen. Noch immer hält Europa das Heer von Dijon für eine Fabel, womit man den Baron Melas schrecken will. Bis jetzt ist Alles nach Wunsch gegangen und unser Plan vollständig gelungen. Die Täuschung Oestreichs ist vollständig. Die Truppensendungen nach der Schweiz zu, denen die Späher wegen ihrer Vereinzelung wenig Aufmerksamkeit schenkten, gelten als Verstärkungen für die Armee von Deutschland."

„So ist denn Alles bereit," sprach der Erste Consul, „und ich kann meine letzten Anordnungen treffen."

In der That empfing auch Bonaparte in den nächsten Tagen die Botschaft des Senats, des Tribunats und gesetzgebenden Körpers, welche ihm die Wünsche und Hoffnungen des französischen Volkes überbrachten.

Der Erste Consul antwortete mit berechneter Feierlichkeit und diese Antwort sollte nebst den Aufsätzen in dem officiellen Moniteur die Welt in dem Glauben erhalten, als sei seine mit so großen

Zurüstungen angekündigte Reise so gut eine Fabel, wie die Reservearmee.

Bonaparte wollte für seine Person Paris erst im letzten Augenblicke verlassen, da er nur auf so kurze Zeit wie möglich die politische Verwaltung Frankreichs aus der Hand zu geben wünschte. Er wollte den politischen Intriguanten und Verschwörern keinen freien Spielraum lassen. Den Consul Cambaceres beauftragte er, statt seiner den Vorsitz im Staatsrathe zu übernehmen. Diesem Consul war hiermit fast die ganze Regierung in die Hand gelegt. Der Consul Lebrün erhielt den Auftrag über die Verwaltung der Finanzen zu wachen.

„Halten Sie sich fest;" waren seine Worte, „lassen Sie sich durch Nichts irre machen. Schnell wie der Blitz werde ich zurück sein und die Verwegenen zerschmettern, die es wagen sollten, Hand an die Regierung zu legen." Alsdann beauftragte er seine Brüder, ihn von Allem in Kenntniß zu setzen, was in Frankreich vorgehe und ihm sofort ein Zeichen zu geben, wenn seine Gegenwart nöthig sei. Während Bonaparte seine Abreise mit möglichstem Aufsehen vorbereitete, gaben die Minister den Neuigkeitskrämern und politischen Spionen zu

verstehen, daß die Sache nichts auf sich habe; daß die Abwesenheit des Ersten Consul blos auf einige Tage berechnet sei, um einige Truppen zu inspiciren, die zur Armee abgehen sollten.

Bonaparte reis'te endlich voll Hoffnung und voll seines großen Plans zur Armee. Dieselbe zählte zwar viele Rekruten aber sie enthielt auch eine große Anzahl krieggeübter Soldaten, die er sich in seiner Schule gebildet hatte. Alsdann setzte er ein außerordentliches Vertrauen auf seinen kühnen, aber in die kleinsten Details musterhaft ausgearbeiteten Kriegsplan.

Nach den neuesten Nachrichten blieb Melas dabei, sich tiefer in Ligurien einzulassen und einen Theil seiner Armee gegen Genua, den andern gegen den Var zu verwenden. Nach diesen Berichten zweifelte der Erste Consul keinen Augenblick mehr, die östreichische Armee zu überraschen und zu vernichten.

Es war am Abend vor seiner Abreise; die Lichter in seinem Cabinete waren bereits tief herabgebrannt und noch immer lag Bonaparte über seinen Karten. Sein Cabinetssekretair Bourienne saß in der Ecke und hörte verwundert zu, wie der

große Kriegsmeister halblaut seinen Plan entwickelte.

„Der arme Herr von Melas," murmelte Bonaparte, „er wird über Turin gehen und sich nach Alessandria wenden — ich gehe über den Po und treffe ihn auf der Straße von Piacenza, ich schlage ihn hier, hierauf schlage ich ihn da."

Bei diesen Worten steckte er eine Nadel in die Gegend von Marengo.

Zweites Kapitel.

Kaum waren Renaud Dormans und Herr Romain von ihrer nächtlichen Expedition nach den Ruinen der Geisterburg nach Hause zurückgekehrt, als sich ersterer einige Stunden Rast gönnte; doch kaum graute der Morgen, als der Wagen des Herrn Romain vorfuhr, welcher Renaud nach Tours brachte, wo er Postpferde nahm, um in schnellster Eile Paris zu erreichen.

Hierselbst angelangt, fuhr er, ohne selbst seinem alten Gastfreunde, dem Banquier, einen Besuch abzustatten, unmittelbar zum Polizeipräfecten, mit dem er, wie wir von früher wissen, nicht allein bekannt, sondern selbst befreundet war.

Er ward sofort vorgelassen und der Polizeichef trat ihm freundlich entgegen.

„Darf ich meinen Augen trauen," rief letzterer,

„Herr Dormans wieder in Paris, das ist ja schön, ein Beweis, daß unser Städtchen Euch nicht mißfallen."

„Ich wünschte freilich," antwortete Renaud in ernstem Tone, „es läge ein freudigerer Grund vor, der mich sobald zurückgeführt."

„Nehmt Platz, mein junger Freund," sprach der Polizeichef, der jetzt sehr aufmerksam geworden, „also in keiner freudigen Angelegenheit seid Ihr so bald zurückgekehrt?"

„Leider nicht, mein Auftrag, den ich Euch zu überbringen, ist sehr ernster Natur."

„Ich bin ganz Ohr, junger Freund, schüttet Euer Herz aus, betrachtet mich nicht als Behörde, sprecht zu mir, wie zu einem väterlichen Freunde."

„Herr Romain in Montrouge," begann nun Renaud, „der Euch herzlich grüßen läßt, und meine Wenigkeit sind diese Tage zu der traurigen Erfahrung gelangt, daß unsrer Regierung, wie weise sie das Regiment führt, noch gefährliche Feinde im Lande leben."

„Lieber Dormans," erwiderte der Polizeichef, indem er Renaud die Hand drückte, „das braucht Ihr mir, dem Präfecten der Pariser Polizei, nicht

zu sagen. Wisset, daß unsre Regierung mehr geheime Feinde besitzt, als irgend eine andere. Doch sprecht weiter, erklärt Euch deutlicher."

„Herr Romain und ich hatten durch einen wunderbaren Zufall Gelegenheit, ungesehen in den Ruinen eines alten Schlosses, das auf dem Besitzthume des Herrn Romain versteckt im Walde gelegen, einer nächtlichen Versammlung von Hochverräthern beizuwohnen, die nichts weniger im Schilde führen, als den Ersten Consul zu ermorden und die Bourbonen auf den Thron Frankreichs zurückzuführen."

„Also eine royalistische Verschwörung," sprach der Polizeipräfect, „war es nicht möglich, sich ihrer zu bemächtigen?"

„Leider waren wir, die wir die nächtliche Gesellschaft belauschten nur drei, während die Verschworenen über ein Dutzend Personen zählten."

Renaud theilte jetzt das Ausführlichere über die nächtliche Versammlung mit. Er enthüllte alle Pläne, soviel ihm davon zu Ohren gekommen, beschrieb die bedeutendern Persönlichkeiten und wußte selbst einige Namen anzugeben.

„Nach der letzten Versammlung, der ich beige-

wohnt,“ erzählte Renaud weiter, „gedenkt diese Gesellschaft im Laufe der nächsten Decade abermals zusammen zu kommen, und zwar an demselben Orte, um ihre letzten Dispositionen zu treffen.“

Der Polizeipräfect hatte schweigend aber mit desto größerer Aufmerksamkeit der Mittheilung Renaud's zugehört und sich wiederholt Bemerkungen in sein Portefeuille verzeichnet. Er stand jetzt auf und reichte Dormans die Hand.

„Ihr habt,“ sprach er, „durch diese wichtige Entdeckung überhaupt, sowie durch die Schnelligkeit, womit Ihr mir davon Anzeige erstattet, Euch einen wesentlichen Dienst um den Staat erworben, welcher nicht unerkannt bleiben wird.“

„Ich that blos meine Pflicht,“ entgegnete Renaud.

„Aber Eure Mission ist noch nicht zu Ende,“ fuhr der Polizeipräfect fort, „ich kann Euch höchstens zwei Tage Rast in Paris vergönnen. Ihr müßt wieder zurück und dazu beitragen helfen, daß wir das gesammte Nest fangen. Die nöthigen Instructionen werdet Ihr morgen noch besonders zugeschickt erhalten. Wart Ihr schon bei Eurem Gastfreunde, dem braven Romain?“

„Noch nicht,“ erwiderte Renaud, „ich habe noch Niemanden besucht und bin unmittelbar bei Euch vorgefahren.“

„Brav, brav, mein junger Freund,“ lobte der Polizeipräfect; „doch jetzt entschuldigt mich. Dringende Geschäfte bedingen meine Gegenwart. Amüsirt Euch die zwei Tage nach besten Kräften; aber alsdann befolgt mir pünktlich die Instructionen, die ich in Eure Hand legen werde.“

Mit diesen Worten empfahl sich auf das Freundschaftlichste der Polizeipräfect und Renaud machte sich auf den Weg, seinen Besuch bei Herrn Romain abzustatten und zugleich Herberge daselbst zu machen. Vorher wollte er sich aber ein Stündchen in Paris herumfahren lassen, wo es so Viel zu sehen gab, was für einen Landbewohner von großem Interesse war.

Welch' ein Leben in den Straßen. Eine Carosse jagte die andere. Welcher Luxus an den Spiegelfenstern der Kaufhallen. Renaud, in die Wagenecke gedrückt, ließ mit vieler Gemüthlichkeit die bunte Außenwelt mit ihrem Flitterstaate an sich vorüberziehen.

„Ich kann mir kein besseres Leben wünschen,“

sprach er zu sich; „aber der Gedanke, jetzt auch noch als Polizei fungiren zu müssen, wie der Präfect wünscht, ist mir höchst unbehaglich. Zu solchem Amte habe ich weder Talent noch Neigung. Ich hoffe die betreffenden Instructionen sind nicht von langer Dauer; auch muß ich binnen Kurzem zu meinem Regimente. Ich will den Feinden Frankreichs und seiner Regierung im freien Felde und offnem Kampfe lieber gegenübertreten, als auf den geheimen Schlupfwegen der Polizei und Spionage. Wie nothwendig und segensreich ein solches Amt, so ist es mir doch unerträglich. Lieber Steine klopfen an der ersten besten Chaussée."

„Der alte Romain wird Augen machen, wenn er mich so bald wieder in Paris sieht," fuhr Renaud in seinem Selbstgespräche fort, „und ich darf selbst ihm nicht sagen, in welcher Absicht ich mich hier befinde. Der vorsichtige Präfect hat es mir ausdrücklich verboten. Es kommt mir schwer an, meinem alten ehrlichen Romain etwas von solchem Interesse verheimlichen zu müssen. Da sehe ich ganz deutlich, daß ich zum Polizeimann verdorben bin."

Nach einiger Zeit gedachte Renaud auch seiner schönen Gastfreundin der Gräfin Choiseul.

„Eigentlich,“ sprach er zu sich, „verlangte es die Artigkeit, daß ich Ihr auch meine Visite machte. Die Gräfin hat mich mit zu großer Gastfreundschaft überhäuft, mich, einen ihr ganz Unbekannten, der nur durch einen Zufall in ihre Nähe geführt ward. Ihre übergroße Freundlichkeit hatte aber trotzdem nichts Wohlthuendes. Es war mir immer, als ob dieselbe nicht von Herzen käme. Und wie kam ich Unbekannter überhaupt zu dieser Auszeichnung in einem gräflichen Hause? Daß ich das Taschentuch aufhob und der Eigenthümerin wieder zustellte, war doch keine That, die auf so große Belohnung Anspruch machen kann. Wie sehr mich die blendende Schönheit der Gräfin beim ersten Anschauen bezauberte, hat der berauschende Eindruck doch einer kühlern Ueberlegung Platz gemacht. Gleichwohl wäre es unhöflich, wenn ich in den zwei Tagen, die mir der Polizeipräfect verstattet, nicht wenigstens meine Aufwartung machen wollte. Als Grobian mag ich ihr nicht erscheinen.“

Während Renaud noch über diesen Gegenstand nachdachte, kam eine Carosse entgegengefahren und

eine Glockenstimme rief seinen Namen. Es war die Gräfin Choiseul, welche sogleich halten ließ und den Jüngling zu sich winkte.

Renaud ließ gleichfalls halten und hatte in der Galanterie bereits solche Fortschritte gemacht, daß er aus dem Wagen sprang, um der schönen Gräfin seine Huldigung darzubringen.

„Wie lange wieder in Paris?" frug die Glokkenstimme.

„Seit kaum drei Stunden."

„Das ist Euer Glück, sonst würde ich sehr böse sein, daß Ihr mir noch keinen Besuch gemacht habt. Ich fahre jetzt nach dem Boulogner Walde, wollt Ihr mich begleiten. Es ist Platz im Wagen."

Renaud war ganz überrascht ob diesem Anerbieten. Nach seinen ländlichen Begriffen war es gegen die gute Sitte, wenn eine Dame mit einem jungen Manne so frank und frei durch die Stadt fahre. Er wollte eben seinen Besuch bei dem Banquier vorschützen, als auf einen Wink Adelens der Kutscher vom Bocke sprang und den Wagenschlag aufriß.

„Steigt getrost ein," sprach die Glockenstimme,

„und fürchtet Euch nicht. Oder verschmäht Ihr es, mit mir in einem Wagen zu fahren.“

Jetzt glaubte Renaud, daß ihm nichts übrig bleibe, als die huldvolle Einladung anzunehmen. Er nahm Platz neben der schönen Circe und fort braus'te das Fuhrwerk.

„Nun erzählt mir ausführlich,“ sprach liebenswürdig das junge schöne Weib, „wie es Euch ergangen. Ich liebe das Leben in der Provinz. Man träumt da so idyllisch zwischen Blumen und murmelnden Bächen. Ach, wer doch immer fern von der betäubenden Hauptstadt sein Leben auf dem Lande, in Gottes schöner Natur, verbringen könnte.“

„Und was hält Euch ab, dieß nicht zu thun?“

„Lieber Gott, die Verhältnisse, die Convenienz, die Etiquette. Man hat Rücksichten zu nehmen. Glaubt nicht, daß ich das freie Weib bin, wie es unsre Philosophen träumen. Wir Höhergestellten tragen schwerere Ketten als die Päsarde aus Saint Antoine.“

Renaud, der nicht begriff, welche Ketten die Gräfin an Paris fesselten, erklärte, daß wenn er in ihrer glänzenden Lage, ihn keine Macht auf Erden abhalten sollte, das friedliche Leben auf dem

Lande mit dem betäubenden Geräusch der Hauptstadt zu vertauschen.

Er malte jetzt der Gräfin sein eignes Leben ab, wie er es auf dem Lande verbrächte, zwischen grünen Bergen, zwischen Blumen und Sternen.

„Wenn ich nicht das Glück gehabt," sprach er, „einen ehrenvollen Posten bei der Consulargarde zu erhalten, würde mich keine Macht der Erde aus Saint Marcel vertrieben haben. So viel ich für meine alte Mutter und meine Wenigkeit brauche, kann ich selbst als einfacher Feldbauer verdienen. Was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein. Glücklich der, der die wenigsten Bedürfnisse kennt und deren Befriedigung leicht zu erlangen, und solch' ein Glücklicher bin ich."

„Also wirklich Soldat?" frug die schöne Gräfin, „das ist schön von Euch. Der Sohn Frankreichs muß seine erste Schuld dem Vaterlande abtragen, und sie besteht darin, daß er die Waffen für dasselbe trägt und nöthigenfalls zu seinem Schutze in den Tod geht."

Renaud hatte Frau von Choiseul noch nie so patriotisch sprechen hören. Bei ihren Worten trat auch ihm das Herz auf die Zunge.

„Ja," sagte er, „in jetziger Zeit namentlich sollte sich jeder Franzose von Geist und Herz um die Regierung schaaren; nur das gegenwärtige Regiment ist im Stande, der jahrelangen halben Anarchie ein Ende zu machen."

Bei diesen Worten floh über das schöne Antlitz der Gräfin von Choiseul ein Schatten.

„Ich hätte nichts gegen das gegenwärtige Regiment," sprach die Dame, „aber wer bietet die Garantieen für seine Dauer. Das Haupt der Regierung, von dem Alles ausgeht, ist ein Kriegsheld, wer weiß, wie bald ihn das Schicksal auf das Schlachtfeld ruft. Eine einzige Kugel reicht hin, Bonaparte von dem Schauplatze zu verdrängen und mit seiner Person das ganze System zu stürzen. Was dann? Stehen wir dann weniger am Abgrunde der Anarchie."

„Gott möge solches Unglück für Frankreich verhüten," sprach Renaud.

„Ihr nennt es selbst Unglück," fuhr die Gräfin fort, „aber solches Unglück kann auch eintreffen. Wie dann?"

„Hoffentlich," meinte Renaud, „hat der weise Mann für den Fall seines Todes, der allerdings

nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, seine Vorkehrungen getroffen."

„Was helfen hier alle Vorkehrungen," warf Frau von Choiseul ein, „sobald der Schöpfer fehlt, der diese Vorkehrungen angeordnet und auch der einzige Mann ist, sie in's Leben zu führen."

Renaud vermochte seiner schönen Nachbarin hier nichts zu erwidern.

Ermuthigt durch des jungen Mannes Schweigen fuhr Frau von Choiseul fort: „Unser Frankreich ist doch wahrhaft zu beklagen und andere Staaten, die einer gesicherten Regierung sich erfreuen, sind zu beneiden."

„Auch Despotieen?" warf Renaud fragend ein.

„Ja," fuhr nach einigem Besinnen Adele fort, „selbst Despotieen. In Despotieen, wenn es das Unglück will, geht die Ungerechtigkeit doch nur von einem Einzigen aus, in Republiken, wo ist da das Ende der Ungerechtigkeiten zu suchen?"

„Ei, ei, schöne Gräfin," scherzte Renaud, „im republikanischen Paris solche Aeußerungen?"

„Widerlegt mir, daß ich Unrecht habe?"

„Die schöne Gräfin muß wohl beherzigen," gab der junge Begleiter zu bedenken, „daß Frankreich

eine Revolution im Rücken und daß wahrscheinlich lange Jahre dazu gehören werden, ehe das Staatsleben, getragen von der sittlichen und geistigen Reife des Volkes, eine solche Consolidirung annimmt, etwaigen Wechselfällen in den obersten Regierungsregionen, unerschüttert die Spitze zu bieten; und das Solches möglich, sehen wir an den Vereinigten Staaten von Nordamerika."

„Sprecht mir von Allem," rief hier die Gräfin nicht ohne Gereiztheit, „nur nicht von diesem unglücklichen Staatencomplex. Forscht doch nach, ob dort die Menschen sich glücklich befinden. Kein höheres Princip verklärt dort das Leben. Alles ist auf materiellen Erwerb und Besitz berechnet. Keine Kunst, keine heitere Geselligkeit, alles Handel, alles Speculation und Interesse."

„Auch jener Staatenbund," entschuldigte Renaud, „ist in der Culturgeschichte etwas Neues und noch nicht Dagewesenes. Wir, an die alten Verhältnisse Europa's von Jugend auf Gewöhnten, finden uns vielleicht unbehaglich unter jener freien Gesetzgebung; aber die, welche die Freiheit mit der Muttermilch einathmen, dürften sich auch jenseit des Meeres nur wohl befinden. Wenigstens

habe ich noch keinen Amerikaner gefunden, der geneigt gewesen wäre, die seinigen mit den Verhältnissen Europa's zu tauschen."

„Und wie lange," sprach die Gräfin Choiseul weiter, „wird jene republikanische Herrlichkeit dauern? Hat sich denn bis jetzt eine Republik in der Weltgeschichte gehalten?"

„Wenn die frühern Republiken," entgegnete Renaud, „die zudem mit der amerikanischen keinen Vergleich aushalten, ihrem Untergange entgegen eilten, so lag das nicht an der republikanischen Staatsform, sondern weil die Völker verweichlichten, weil Laster die republikanischen Tugenden vertrieben und weil jene Völker eben dadurch sich selbst erniedrigten und einer freien Verfassung sich unwürdig machten."

Diese letztern Worte Renaud's schienen das Gesicht der Gräfin wieder heiter zu stimmen.

„Und glaubt Ihr wirklich, daß das französische Volk so tugendhaft ist, um einer Republik zu genügen."

„Leider," bemerkte Renaud nicht ohne Bitterkeit, „hatte das arme Volk vor der Revolution keine Gelegenheit und kein Vorbild, sich in der Tugend

zu üben. Wo es hinblickte nach Oben, sah es nichts als Frivolität, Ausschweifung und Gottlosigkeit. Der verderbte Hof, der sittenlose Adel, die entartete Geistlichkeit konnten fürwahr nicht als Tugendmuster und als Muster der Nachahmung gelten. Die darauf folgende Revolution mit ihren Leidenschaften und blutigen Greueln war vollends nicht geeignet, im Herzen des französischen Volkes das bessere Selbst zu heben."

„Und Ihr glaubt, letzteres werde durch die gegenwärtige Verfassung geschehen?"

„Warum nicht," antwortete Renaud, „die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die eine Zeitlang völlig verschwunden war, wird wieder hergestellt, die Gesetze dem dermaligen geistigen und sittlichen Zustande der Nation angepaßt und mit Kraft zur Geltung gebracht. Mehr kann man unter den obwaltenden Umständen ja nicht verlangen."

„Aber dieser beständige Krieg," fuhr die Gräfin fort, „der kann unmöglich zur fröhlichen, geistigen und sittlichen Entwicklung des Volkes beitragen."

„Allerdings," gestand Renaud, „ist der Krieg ein beklagenswerthes Uebel; aber hat die damalige

Regierung nicht Alles aufgeboten, denselben zu vermeiden. Hat es etwa an Friedensanerbietungen unsrerseits gefehlt? Und wie hat man geantwortet?"

„Ich fürchte nur," meinte die Gräfin, „daß wir, so lange Frankreich Republik, nie mit Europa zu einem dauerhaften Frieden gelangen. So lange Frankreich Republik wird man dasselbe auch für den allgemeinen Störnfried halten und nicht ruhen, bis die dermalige Staatsform, die allen monarchischen Staatsformen des Erdtheils Gefahr bringt, gestürzt ist."

„Da bleibt uns freilich nichts übrig," gestand Renaud, „als daß wir uns so lange wehren, so lange wir noch eine Flinte abzuschießen haben."

Wieder schattete Unmuth über das schöne Antlitz.

„So wollt Ihr zu Gunsten eines unhaltbaren Princips ganz Frankreich opfern, während doch auf der andern Seite die Hülfe so nahe liegt?"

„Welche Hülfe meint Ihr?"

„Je nun," erklärte Adele, sollte Euch der Arzt so unbekannt sein, der hier einzig und allein Hülfe gewähren könnte."

„Ich kenne diesen Arzt nicht," gestand Renaud offenherzig.

„Geht," lächelte die Gräfin, indem sie dem Jünglinge mit den Fächer einen leichten Schlag versetzte, „Ihr verstellt Euch."

„Wahrhaftig nicht."

„Dieser Arzt, der Frankreich allein retten kann, der allein im Stande ist, die umgestürzte göttliche Ordnung wieder herzustellen, dessen Rath allein von dem zürnenden Europa gehört und geachtet werden dürfte, lebt im Auslande."

„Ihr meint die Bourbonen," sprach Renaud, „aber dieser Arzt hat sich durch Selbstverschulden für Frankreich unmöglich gemacht."

„Sollte er aber nicht wieder möglich werden, wenn Frankreich einsieht, daß es ohne ihn keine Rettung giebt."

„Das wird Frankreich nie einsehen."

„Selbst wenn es an selbstgeschlagenen Wunden sich verblutet?"

„Selbst dann."

„Geht," sprach unmuthig die Gräfin, und wandte sich abwärts, „Ihr seid unverbesserlich."

„Ich spreche nur,“ entschuldigte sich Renaud, „was ganz Frankreich spricht.“

„Ganz Frankreich,“ frug die Gräfin, fast in spottendem Tone, „wenn Ihr Frankreich kenntet, wenn Ihr nur Paris kenntet, würdet Ihr anders sprechen.“

„Wer anders spricht und denkt,“ antwortete Renaud ziemlich ungalant, „ist ein Royalist und entweder ein halber oder ganzer Verräther.“

„Pfui, wie sprecht Ihr,“ strafte Adele, „Euer Landaufenthalt hat nicht eben vortheilhaft gewirkt.“

„Er hat mich wenigstens frei und frisch gehalten von der ungesunden Athmosphäre der Hauptstadt, wo es von Verschwörern wimmeln soll.“

„Aber der Erste Consul soll darum nicht bange sein,“ fuhr er etwas aufgeregt fort, „jeder Franzose von Herz steht auf seiner Seite, die gesammte Jugend und vor Allem die Armee.“

„Ich habe mir sagen lassen,“ sprach Adele, „daß zahlreiche republikanische Generale sich in die neue Ordnung gar nicht finden wollen.“

„Sie werden sich endlich der allgemeinen Sitte, die Bonaparte einführt, fügen müssen,“ erwiderte Renaud. „Es war auch fürwahr hohe Zeit, daß

dem Sansculottismus, der sich in einer, allen guten Sitten hohnsprechenden Nonchalence gefiel, von Oben her gesteuert wird; daß wenigstens die Formen des Anstandes mehr beobachtet werden.“

„Ich kann Euch nur aus vollem Herzen beistimmen,“ versicherte die Gräfin, „Ihr sprecht hiermit offen aus, daß sich die Nation wieder nach jenem alten guten Tone sehnt, wie er an den Höfen der Bourbonen herrschte.“

„Ob dieser Ton,“ meinte Renaud, „namentlich was den sittenlosen Hof Ludwig des Funfzehnten anlangt, gerade zu dem guten Tone zu rechnen war, möchte ich sehr stark bezweifeln.“

„Wie dem sei,“ sprach Adele, „aus Allem geht hervor, daß die Franzosen der republikanischen Ungenirtheit vollkommen überdrüssig sind.“

„Das glaube ich auch,“ gestand Renaud zu, „der republikanischen Ungenirtheit sind sie allerdings überdrüssig, aber nicht der guten Früchte der Revolution, die inmitten manchen Unkrauts emporgewachsen sind.“

Die Gräfin Choiseul schien mit den politischen Ansichten ihres Begleiters gar nicht zufrieden. Doch

gab sie die Hoffnung nicht auf, ihn für ihre royalistischen Pläne zu gewinnen.

Während die Beiden noch politisirten und die Gräfin in der rein monarchischen, Renaud in der damaligen republikanischen Staatsform das Heil Frankreichs erkannten, ertönte Trommelton und ein stattliches Bataillon der neugebildeten Consulargarde bog um die Ecke.

„Sehet diese Schlachtengötter," sprach Renaud, „da ist Keiner darunter, der nicht freudig seinen letzten Blutstropfen für seinen General, seinen Abgott Bonaparte vergösse. Seht die gebräunten Gesichter. Das sind lauter Aegyptier; diese haben alle die Höhen der Pyramiden erschaut und das Rauschen des heiligen Nil vernommen. Nun denkt Euch einen Anführer, ein Genie wie der Erste Consul, an der Spitze solcher Soldaten."

„Ich gebe das zu," gestand Adele, „Bonaparte kann mit diesen sieggekrönten Cohorten die Welt erobern; aber die Geschichte lehrt, daß Soldatenherrschaft für die Länge nicht bestehen kann."

„Er braucht die Soldaten," sprach Renaud, „auch nur für die Gegenwart, um die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten und um dem äußern

Feind kräftig die Spitze zu bieten. Sobald es ihm gelungen sein wird, namentlich England zur Vernunft zu bringen und einen ehrenvollen Frieden zu erkämpfen, werden wir gewiß sehen, wie die Armee auf den Friedensfuß gesetzt wird. Bonaparte braucht als großer Feldherr den Krieg gewiß nicht zu scheuen; aber ich bin fest überzeugt, daß ihm der Frieden lieber ist, wo er sein schöpferisches und administratives Talent zum Besten des Landes wohl eben so glänzend wird an den Tag legen können, als durch ruhmreiche Schlachten. War er es nicht, der sowohl England wie Oestreich die Friedenshand geboten."

Die Gräfin, nachdem sie erkannte, in wie hohem Grade Renaud von dem Genie des Ersten Consul begeistert war, suchte dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Apropos," sprach sie, „da Ihr bereits übermorgen nach Saint Marcel zurückkehrt, könnt Ihr mir einen rechten Gefallen thun."

Renaud, dem es lieb war, daß Frau von Choiseul das Gebiet der Politik, in welcher er so wenig mit ihr harmonirte, verließ, antwortete daher rasch

und zuvorkommend: „Mit dem größten Vergnügen, schöne Gräfin.“

„In der Gegend von Saint Marcel,“ sprach nun Adele, „wohnt mir auf dem Gute Valerien ein sehr guter Freund. Er hat mich vor sechs Jahren unter Lebensgefahr aus Paris gerettet, wo ich als sechszehnjähriges Mädchen bereits dem Tode verfallen war. Er hielt mich bis nach Robespierres Sturze auf dem Lande verborgen. Sein Name ist Graf Montelimart.“

Renaud erzitterte im Herzen bei Nennung dieses Namens. Er vermochte kaum sich so weit zu beherrschen, daß er nicht den Schrecken seines Innern verrieth. Graf Montelimart stand bei der Liste Verschworner, die Renaud dem Polizeipräfecten überreicht hatte, oben an.

„Ihr sollt mir an diesen, von mir sehr geehrten Mann, ein Schreiben mitnehmen und es demselben womöglich persönlich überbringen. Hört Ihr persönlich, Valerien ist keine zwei Stündchen von Saint Marcel gelegen. Also verlange ich Nichts, was außerhalb Euren Kräften läge. Versprecht Ihr mir diese Bitte zu erfüllen.“

Renaud suchte sich mit Gewalt zusammen zu

raffen. Einen haltbaren Grund, die bescheidene Bitte abzuschlagen, vermochte er nicht aufzufinden. Er versprach also den Auftrag zu besorgen und den Brief an den Adressaten gelangen zu lassen.

„Ich werde diesen Brief," fuhr die Gräfin fort, „unter Eurer Adresse morgen bei Herrn Romain abgeben lassen. Ihr wohnt doch wieder in dem Hotel des Banquier?"

Renaud bejahte diese letzte Frage; aber die Lust, länger mit einer Dame, die mit einem offenbaren Verschwörer und Mordgesellen im vertrauten Briefwechsel stand, in einem und demselben Wagen einherzufahren, verlor sich von Minute zu Minute. Er ergriff daher die erste schickliche Gelegenheit um los zu kommen.

„Der Name Romain," sprach er, „erinnert mich, daß meine Stunden in Paris gezählt sind; es ist ohnehin schon wahrhaft gewissenlos, daß ich hier spazieren fahre, ohne noch meinem Wohlthäter einen Besuch abgestattet zu haben. Entschuldigt daher, meine schöne Gräfin, wenn ich auf dem nächsten Boulevard mich verabschiede."

„Nichts da," entschied Frau von Choiseul, „Ihr habt mir versprochen, mich bis zum Boulogner

Hölzchen zu begleiten und ein braver Mann hält sein Wort. Mit dem alten Romain könnt Ihr heute noch genug schwatzen. Oder ist Euch meine Gesellschaft so unerträglich?"

Renaud befand sich in der unbehaglichsten Stimmung. Unhöflich wollte er nicht erscheinen und gleichwohl war ihm der Gedanke unerträglich, allem Anschein nach mit einer Feindinn des Vaterlandes, mit einer politischen Intriguantin in so freundschaftlicher Beziehung zu stehen. Dormans ward daher, je länger man fuhr, sichtbar einsylbiger.

Vergebens bot die schöne Frau all' ihre Liebenswürdigkeit auf. Endlich erkannte sie, daß es fruchtlose Mühe sei, den jungen Mann durch ihre Reize zu gewinnen. Sie hielt es daher für besser und ihrem Zwecke entsprechender, Renaud die Freiheit zu geben und ihn seiner Begleitung zu entheben.

„Ich sehe wohl," begann sie, nachdem Renaud wieder geraume Zeit sehr schweigsam neben ihr gesessen, „mit Euch ist heute nichts anzufangen. Ihr verlernt nach und nach sogar die Rücksichten, die Ihr einer Dame schuldig seid. Es ist das auch eine Frucht Eurer berühmten Revolution; daß die

Galanterie aufhört eine Eigenschaft der französischen Männerwelt zu sein. Besorgt mir wenigstens meinen Brief pünktlich. Versprecht mir das nochmals."

Die Gräfin hielt bei diesen Worten ihre kleine weiße Hand hin und schaute dabei mit ihren schönen Augen so bittend zu Renaud auf, daß dieser nicht umhin konnte, einzuschlagen und das Versprechen gab, den Brief gewissenhaft besorgen zu wollen.

„Wohlan," sprach Adele, „so sollt Ihr auch zur Belohnung entlassen sein. Jacques halte an. Da kommt gerade eine Droschke, die leer zurückfährt."

Renaud benutzte die erhaltene Freiheit mit großer Bereitwilligkeit. Er verabschiedete sich bei der schönen Gräfin, versprach nochmals das Schreiben an Herrn Montelimart zu besorgen und verhieß seinen Besuch bei seiner nächsten Rückkehr nach Paris.

Er verließ den Wagen der Gräfin und bestieg eine Droschke, welche ihn unmittelbar nach dem Hause des Herrn Romain brachte.

Unterwegs hatte er auf dem ziemlich langen Wege hinreichend Muse, über sein heutiges Zu-

sammentreffen mit der Gräfin Choiseul Betrachtungen anzustellen.

„Es unterliegt keinem Zweifel,“ sprach er zu sich, „diese Dame gehört der royalistischen Partei an und verschwendet blos deshalb ihre Liebenswürdigkeit an mich, weil sie glaubt in mir einen Fang zu machen. Als baldiger Soldat der Consulargarde muß ich doch einer Eroberung würdig erscheinen. Schöne Adele, diesmal hast Du Dich aber doch verrechnet, Deinen Zauber vergebens angewendet und Dich in Deinem Manne getäuscht.“

„Als Patriot,“ fuhr er fort, „sollte ich eigentlich den Brief, welcher an einen offenbaren Verschwörer gerichtet ist, der Behörde ausliefern. Ich habe ihr zwar mein Wort gegeben, das Schreiben persönlich zu überbringen und ich habe stets mein Wort gehalten. Kann ich nicht, indem ich den Brief in Person überreiche, vielleicht sogar der guten Sache nützen? Wer weiß, ob ich auf diesem Wege nicht nähere Auskunft über das hochverrätherische Complott erhalte. Von dem Polizeipräfecten soll ich auch Instructionen erhalten. Das paßt vortrefflich zusammen. Auf der einen

Seite Briefträger der Verschworenen, auf der andern Emissär der Polizei.

Unter solchen nicht eben von den angenehmsten Gefühlen begleiteten Betrachtungen rollte Renaud die langen und glänzenden Straßen von Paris dahin und gelangte an das Hotel des reichen Banquier, der in dankbarer Erinnerung im vollsten Sinne des Worts Renaud's wahrer Wohlthäter geworden war. Nicht nur, daß Herr Romain dem jungen Manne eine nicht unansehnliche monatliche Rente ausgesetzt hatte, sorgte er auch in allen andern Dingen mit väterlicher Sorgfalt für seinen jungen Freund. Auch der Mutter Renaud's hatte er ein sorgenfreies Alter bereitet.

Als Renaud bei seinem alten Gönner anlangte, ward er mit offnen Armen empfangen. Er erhielt sein ihm wohlbekanntes freundliches Zimmer angewiesen und er konnte sich überhaupt keinen angenehmeren Aufenthalt wünschen. Ueberhaupt würde er sich diesmal in Paris ganz glücklich befunden haben, wenn ihm von Seiten des Polizeipräfecten der Aufenthalt nicht so sehr verkürzt worden wäre und wenn er sich nicht in die böse Verschwörungs-Angelegenheit auf eine Art verwickelt

gefunden, die seinem ehrlichen offenen Charakter auf das Entschiedenste widerstrebte.

Nachdem Renaud fast zwei Stündchen mit dem alten Romain geplaudert, entsann er sich auch seines Vetters Charpentier, welchen er seit seinem ersten Besuche mit seiner Gegenwart nicht wieder incommodirt hatte, obschon der Bäcker Herrn Romain, wo Renaud wohnte, fast das Haus eingelaufen.

„Nicht dem Alten zu Gefallen," sprach er, „sondern meiner kleinen liebenswürdigen und menschenfreundlichen Cousine zu Liebe, die die Einzige war, welche sich des armen Vetters annahm, will ich meinen Besuch machen."

Gesagt gethan, und bald befand sich Renaud wieder beim Vetter Charpentier, dessen Benehmen jetzt gerade das Gegentheil war von früher. Während der Bäcker beim ersten Besuche Renaud kaum über die Achsel ansah, wußte er sich jetzt vor lauter Devotion nicht genug zu wenden. Renaud ekelte dieses kriechende Betragen an und er behandelte Herrn Charpentier darnach. Letzterer aber weit entfernt, sich abschrecken zu lassen, verdoppelte seine Zuvorkommenheit, je unverholner der Vetter sein Mißbehagen an den Tag legte.

„Wo ist denn Babette?“ erkundigte sich Renaud, um von dem Zudringlichen endlich loszukommen.

„Ei,“ rief der Bäckermeister, „wird es das arme Ding bedauern, bei Eurem mir so schätzbaren Besuche nicht zu Hause gewesen zu sein.

So wie Renaud in Erfahrung brachte, daß der Gegenstand, dem sein Besuch eigentlich galt, nicht zugegen sei, empfahl er sich ohne viele Umstände, von dem dienstwilligen Bäcker eine ziemliche Strecke begleitet. Als Renaud von dem selbstsüchtigen Menschen endlich los war, stellte er Betrachtungen über diesen Menschenschlag an.

„Charaktere, wie meinen Herrn Vetter,“ sprach er, „giebt es leider nur zu viel. Er ist ein Muster des ganz gemeinen Epiciers. Dieser Mensch nennt sich nun ebenfalls Republikaner. Ein schönes Exemplar von einem Republikaner; und was ist mit einer Bevölkerung zu machen, die zum bedeutenden Theil aus solchen und ähnlichen Elementen besteht. Ist hier der Name Republik nicht eine wahre Satyre? Und leider ist es so. O ihr bethörten Apostel der Volksfreiheit, aus solchen Menschen eine tugendhafte Republik zu machen.

Es war noch früh am andern Tage, als Renaud zwei Zuschriften erhielt, die eine kam vom Polizeipräfecten und war etwas dickleibig. Sie enthielt einen förmlichen Feldzugsplan, der Verschwornen habhaft zu werden. Es lag eine Vollmacht dabei, welche Renaud ermächtigte, so viel obrigkeitliche Macht zu requiriren, als er für nöthig erachtete. Zugleich wurde er in dem einen Schreiben im Namen des Vaterlandes aufgefordert, seinen Beistand in dieser wichtigen Angelegenheit nicht zu versagen. Es ward ihm sogar im Interesse des allgemeinen Wohls zur Pflicht gemacht, daß er Alles aufbiete, die Verschwornen der strafenden Hand der Gerechtigkeit zu überliefern.

„Eine abscheuliche Commission," sprach Renaud, nachdem er gelesen. „Ich begreife eigentlich den Präfecten nicht. Ich dächte, er sollte mich doch in so weit kennen, daß ich zum Polizeischärchen und Häscher total verdorben bin."

„Je länger ich," fuhr er nach einer Pause fort, „über diese Angelegenheit nachdenke, desto klarer wird mir, daß ich mich für diese Mission gar nicht schicke. Und welche Verantwortung,

wenn unter meiner Leitung etwas mißlänge. Ich traue mir fürwahr nicht so viel Geschicklichkeit, Umsicht und Gewandtheit zu, diese Instruction in allen ihren Punkten zur Ausführung zu bringen. Dazu gehört ein Mann, der in solchen Sachen Erfahrung hat. Wenn ich mir dies Alles so recht überlege, wird es das Beste sein, daß ich den geraden Weg einschlage und dem Herrn Präfecten sein Mandat und Instruction zurückschicke. Ich will recht gern auf dem Schlachtfelde für das Vaterland Blut und Leben hingeben; ich bin zu allen Opfern bereit, aber man kann nicht Opfer von mir verlangen, die meine Kräfte übersteigen. Wenn ich das Alles dem Präfecten offen und ehrlich auseinandersetze, wird er finden, daß ich Recht habe und einen Andern an meiner Statt beauftragen."

Renaud hatte bald seinen Entschluß gefaßt. Er setzte sich sofort hin und schrieb an den Polizeipräfecten, wo er unumwunden auseinandersetzte, wie er sich für die aufgetragene Mission, obschon er das Vertrauen, daß man damit gegen ihn an den Tag lege, sehr zu schätzen wisse, doch völlig beunfähigt halte. Er bitte daher, indem er die Instruction zurück sende, seine Aufrichtigkeit nicht

übel zu deuten, aber an seiner Stelle lieber einen Mann für das wichtige Geschäft zu wählen, der an Erfahrung reicher und in der Ausführung geschickter als er, der Briefschreiber.

Renaud packte demnach die vom Polizeipräfect erhaltenen Briefschaften wieder sorgfältig zusammen und übertrug das Paquet einem Diener zur Besorgung. Zugleich hatte er dem Polizeichef gemeldet, daß er dem Wunsche desselben, Paris den nächsten Tag verlassen, und in der Heimath, so viel in seinen Kräften stehe, Alles aufbieten werde, um das Vaterland von der Gefahr, die ihm durch die Verschwornen drohe, zu befreien.

Nachdem er diese Sache erledigt, fiel ihm ein wahrer Stein vom Herzen. Er langte jetzt nach der andern Zuschrift, die ebenfalls seine Adresse trug, sehr zierlich couvertirt und gesiegelt war, und der Handschrift nach zu urtheilen, von einer Frauenhand herrührte. Auch dieser zweite Brief verursachte ihm keine Freude. Nochmals beschwor ihn darin die Gräfin Choiseul, das eingeschlossene Schreiben, welches an den Grafen Montelimart zu Valerien gerichtet war, gewissenhaft zu besorgen.

„Bin ich da in eine abscheuliche Lage gera-

then," sprach Renaud zu sich, „hier eine Instruction der hohen Polizei und hier soll ich den Briefträger unter den Verschwornen machen. Wer weiß welches Unheil dieser Brief enthält, den ich selber befördern soll. Eigentlich sollte ich ihn der Behörde überliefern. Aber ich habe einmal mein Wort gegeben. Das habe ich noch nie gebrochen, wie ich noch nie das Vertrauen getäuscht, das man in mich gesetzt hat. Es ist nicht möglich, ich kann hier nicht zum Verräther werden."

„Der Brief," fuhr Renaud nach einer Pause fort, „kann ja auch ganz unschuldige Dinge enthalten. Ich werde ihn also auf alle Fälle persönlich besorgen, wie ich versprochen habe. Vielleicht, daß ich dadurch gerade Gelegenheit erhalte, den Verschwörern näher auf die Spur zu kommen und mich dem Vaterlande nützlich zu erweisen. Falls dieser Brief böse Dinge enthält, wird mich Montelimart als den Ueberbringer für einen Vertrauten der Frau von Choiseul halten."

Renaud, nachdem er hinsichtlich beider Briefschaften im Reinen, kleidete sich an und ging zum Frühstück zu Herrn Romain.

Der ausgezeichnete Wein, welchen der alte

Gastfreund auftrug, stimmte Renaud ganz heiter, daß er die unterschiedlichen unangenehmen Missionen, die ihm geworden, völlig vergaß. Da Herr Romain immer von Frischem einschenkte, so ward es Renaud allmählich warm, er sehnte sich nach frischer Luft und beschloß einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. In der heitersten Laune von der Welt trat er seine Wanderung an. Er gedachte weder der Polizei noch des Verschwörers Montelimart.

Renaud war kaum einige Straßen entlang gewandelt, als er sich plötzlich umarmt und an's Herz gedrückt fühlte. Es war Lysiard, der ihm diese unerwartete Ueberraschung bereitete.

„Bruderherz," rief er, welch' ein Glück, wie lange habe ich mich nach Dir gesehnt. Welch' glücklicher Zufall."

Eine abermalige Umarmung erfolgte.

Renaud, von dem Weine des Herrn Romain noch sehr heiter gestimmt, vergaß bei dieser herzlichen Ansprache alles Ueble, so ihm Lysiard angethan. Er freute sich, so fern von der Heimath, einen Landsmann anzutreffen. Er erwiederte da-

her die geheuchelte Herzlichkeit des jungen Tourquille mit unverfälschter Freude.

„Sei mir herzlichst gegrüßt," rief er, „guter Landsmann."

Die Beiden wanderten Hand in Hand dahin. Plötzlich blieb Lysiard stehen.

„Bruderherz," rief er, „ein Gläschen auf fröhliches Wiedersehn. Ich habe schon immer das Verlangen gehabt, mit Dir ein Fläschchen zu leeren. Wir haben uns so viel zu erzählen. Komm, ganz in der Nähe hier ist eine vortreffliche Kneipe, wo ich manchmal einkehre. Ein Weinchen sag ich Dir, daß Du nicht stehen lassen sollst."

Renaud, der diese Einladung für vollkommen aufrichtig hielt, konnte sie nicht ausschlagen und folgte dem Landsmanne nach der erwähnten Restauration. Letztere gehörte indeß keineswegs zu den feinen Etablissements. Sie war in einem dunkeln Hofe kellerartig gelegen. Nur äußerst sparsam fiel das Licht des Himmels in den düstern Raum. Hier und da brannte sogar ein Licht auf dem Tische, um die Dunkelheit einigermaßen zu erhellen. In einzelnen Gruppen saßen Gäste, die nicht dem bessern Theile der Gesellschaft anzu-

gehören schienen. Einige spielten Karte, Andere würfelten. Rohe Flüche wurden bald hier bald da in dieser unheimlichen Atmosphäre vernommen. Renaud in seiner Weinlaune achtete anfangs wenig darauf.

„Ist es hier nicht scharmant?“ frug Lysiard, indem er geschäftig eine Flasche Wein herbei brachte; „man ist hier ungestört und es fällt selber nicht auf, wenn man sich ein Räuschchen antrinkt. In den hellen glanzvollen Restaurationen ist man viel zu genirt.“

Er hatte mit diesen Worten die Flasche entkorkt und seinem Landsmanne, den er, wie er sagte, zu seiner größten Freude so unverhofft aufgefunden, eingeschenkt.

„Angestoßen, Bruderherz, unser freundliches Saint Marcel soll leben.“

„Das soll es,“ antwortete Renaud und zwar von ganzem Herzen.

Die Gläser klangen an einander.

„Und jetzt,“ fuhr Lysiard fort, „vor allen Dingen die Rose von Montrouge, die himmlische Gabriele.“

Renaud ward ganz warm um's Herz, als er

auf die eigene Geliebte anstoßen sollte. Er konnte sich übrigens nicht genug wundern, daß Lysiard diese Gesundheit ausbrachte, da ihm nur zu gut bewußt war, wie Gabriele bei unterschiedlichen Gelegenheiten den renommirenden Welteroberer ziemlich unsanft in die gebührenden Schranken zurückgewiesen hatte.

„Wie befindet sich das herrliche Kind?" fuhr Lysiard gutmüthig plaudernd fort. „Ich weiß gar wohl, ich stehe nicht zum Besten bei ihr angeschrieben, weil sie glaubt, ich prahle nur mit meinen Kriegsthaten. Aber darum keine Feindschaft, ich verehre sie trotzdem hoch und würde dem sofort ohne weiteres den Hals brechen, der etwas zu ihren Ungunsten sagte. Angestoßen, ein schmuckes Mädchen, kann man nicht oft genug hochleben lassen."

Renaud that gern Bescheid, aber als Lysiard nicht aufhörte, Toaste auszubringen und ihn zum Trinken zu bewegen, gab er zu bedenken, „daß man des Guten nicht zu viel thun dürfe. Er habe dem Wein bereits beim Frühstück tüchtig zugesprochen."

„Narrenspossen," lachte Lysiard, „wir kommen so jung nicht wieder zusammen. Deine gute Mutter soll leben."

Obschon Renaud verspürte, daß sein Kopf etwas schwer wurde, machte ihn der Gedanke an seine Mutter doch wieder sehr lebendig.

„Ja, guter Lysiard," rief er, „sie lebe, die beste Mutter. Wie freue ich mich, daß die arme Frau jetzt aller Nahrungssorgen überhoben ist und ihr ein sorgenloses Alter bereitet ist. Darum lebe auch vor allen Dingen mein Pariser Gastfreund, der prächtige alte Romain, welchem meine Mutter ihre dermalige glückliche Lage vor Allem zu verdanken hat."

„Eine neue Flasche," commandirte Lysiard.

Renaud wollte protestiren, aber der spendable Gastfreund ließ sich nicht stören.

„Jetzt mußt Du mir noch erzählen, was sonst die Leute in Saint Marcel treiben."

Er erkundigte sich nach diesem und jenem und wo sich irgend die Gelegenheit bot, mußte Renaud, wie standhaft er sich weigerte, Bescheid thun. Es währte nicht lange, als ein ziemlich wild aussehender Kerl in's Gemach trat, welchen Lysiard sofort zu sich winkte.

„Allons, Nicodemus," rief er, „Platz genommen. Ich stelle Dir hier meinen jungen Lands-

mann vor, von dem ich Dir bereits erzählt habe, Herr Renaud Dormans aus Saint Marcel, designirter Sergeant bei der Consulargarde."

Nicodemus, ein Taugenichts von Profession, zu allen Nichtswürdigkeiten aufgelegt, der sich unter dem Titel eines Schiffsagenten in den schmutzigsten Boutiken herumtrieb, fixirte Renaud von Kopf zu Fuß, worauf er unmittelbar neben demselben Platz nahm.

„Bon jour, Kamerad," sprach er, Renaud die Hand reichend, „war auch einmal Soldat, aber nicht auf dem sichern Lande, sondern auf der hundsföttischen See, die keines Menschen Freund. Auf Euer Wohlsein, Herr Sergeant."

Renaud war abermals gezwungen Bescheid zu thun, wollte indeß das Glas nicht völlig leeren, weil er immer mehr inne ward, daß er des Weins zu viel bekäme.

„Weil Ihr mich so gekränkt," begann jetzt Nicodemus, „und Euer Glas nicht rein ausgetrunken habt, so verurtheile ich Euch zur Strafe, daß Ihr mir noch einmal Bescheid thut, das Erstemal füglich nicht gerechnet werden kann."

„Geehrter Herr Nicodemus," begann Renaud

schon mit bereits etwas schwerer Zunge, „ich bin es kaum mehr im Stande."

„Was da," lachte Lysiard, „ein junger Soldat darf nicht so jüngferlich thun, der muß sich etwas zutrauen."

„Ich würde mich tief gekränkt, ja beleidigt fühlen," sprach Nicodemus, „und das werdet Ihr doch nicht wollen?"

„Gewiß nicht," stammelte Renaud, „aber —"

„Hier ist nichts mit aber," fuhr der Taugenichts fort, „ich befehle Euch, dieses Glas zu leeren oder Ihr habt es mit mir zu thun."

Renaud, um Händel zu vermeiden, stürzte endlich das Glas voll Wein hinunter, wodurch er vollends hingerichtet wurde.

„Nun aber ein Spielchen," sprach Nicodemus, indem er eine Karte hervorzog, „oder wünscht Ihr zu würfeln? Hier zehn Centimes, wer hält diese?"

Nicodemus hatte diese Summe auf den Tisch gelegt.

„Ich halte sie," sprach bereitwillig Lysiard, der eben deshalb seinen Landsmann in diese Kneipe mitgenommen hatte, um ihn trunken zu machen und im Rausche das Geld abzunehmen.

Nicodemus mischte jetzt die Karte.

„Welche Figur hältst Du?"

„Coeur As," sprach Lysiard.

Nicodemus zog ein Blatt nach dem andern ab, wobei er stets das eine auf seine, das andre auf Lysiard's Seite legte.

„Coeur As hat verloren," sprach der Taugenichts, und strich das gewonnene Geld zu dem Aussatze. „Zwanzig Centimes, wer hält sie?"

„Ich halte sie," rief Renaud, und zog eine ziemlich gespickte Börse hervor, welche den zwei Gaunern nicht wenig in die Augen stach.

„Welches Blatt?" frug Nicodemus.

„Coeur Dame!"

Das Spiel begann von Neuem auf die beschriebene Art und Weise.

„Coeur Dame hat verloren, vierzig Centimes!"

„Die halte ich," rief Lysiard.

Letzterer gewann diesmal und erhielt die Bank.

Renaud im nüchternen Zustande dem Hazardspiele vollkommen abgeneigt, zeigte jetzt ziemliches Interesse, das sich fort und fort steigerte, je höher die Summen stiegen, um die gespielt wurde.

Dabei ermangelten Lysiard und sein edler Ge-

nosse nicht, dem Neulinge im Spiel von Zeit zu Zeit zu zu trinken.

Noch ehe eine halbe Stunde verging, hatte Renaud seine gesammte Baarschaft verloren. Er war darüber etwas leidenschaftlich geworden, wollte seinem Verluste wieder beikommen, griff darum in seine Rocktasche, aus welcher er ein sehr geschmackvolles Portefeuille, ein Geschenk des alten Herrn Romain, hervorzog. Darin befand sich nebst einigen Briefschaften auch das Schreiben der Gräfin Choiseul und einer nicht unansehnlichen Summe in Papiergeld, welches zunächst dazu bestimmt war, die Heimreise nach Saint Marcel bewerkstelligen zu können. Mit Argusblicken hafteten die stechenden Katzenaugen des Nicodemus auf diesem Portefeuille.

Das Spiel begann von Neuem und mit demselben entschiedenen Unglück für Renaud.

Lysiard, als sein Landsmann durchaus nicht mehr zu bewegen war, noch mehr zu trinken, war aufgestanden und kehrte nach einiger Zeit, während Nicodemus und Renaud fortspielten, mit einem Glase Aquavit, der ganz dunkel aussah, zurück.

„Hier ist etwas,“ sprach er, Renaud das Glas

präsentirend, „was den Weindunst niederschlägt. Trink diesen Aquavit und der Kopf wird Dir bald wieder leicht und frei werden.“

Renaud trank und spielte weiter, wo denn eine Cassenanweisung nach der andern aus seinem Portefeuille in die Hände der beiden Gauner überwanderte. Der Aquavit hatte aber gerade die von Lysiard angegebene gegentheilige Wirkung. Renaud's Kopf ward nicht leichter, sondern nur immer schwerer. Es überkam ihm nach und nach eine Schläfrigkeit, deren er sich bald kaum mehr zu erwehren vermochte. Die Augen fielen ihm von Zeit zu Zeit unwillkührlich zu.

„Dein verwünschter Aquavit,“ sprach er, mit schwacher Stimme, „hat mich vollends caduc gemacht. Ich werde mich ein wenig ausruhen.“

„Thu' das, verehrter Freund,“ rieth Lysiard, „wir wollen das Spiel eine Zeit lang aussetzen. Du hast ohnehin jetzt zu viel Malheur. Wenn Du ausgeschlafen haben wirst, kehrt gewiß Deine Fortuna zurück.“

Renaud vernahm kaum noch diese Worte, als sein Haupt schlaftrunken auf die Brust sank und er alsbald in einen wahren Todesschlaf versank.

„Jetzt ist er flücke," sprach Nicodemus, und zog dem Schlafenden leise das Portefeuille aus der Tasche.

„Nur auch ehrliche Theilung," sprach Lysiard, „ich sollte meinen, Du hättest Dein Fett im Spiele bereits gehörig abgeschöpft."

„Wie unter Brüdern," verhieß Nicodemus und die Beiden traten in ein Seiten-Cabinet, das von einer Lampe nur düster beleuchtet war.

„Hier diese Briefschaften," fuhr Nicodemus fort, indem er das Portefeuille öffnete, „will ich Dir freiwillig ablassen. Sie interessiren Dich, da sie von Deinem Landsmanne, gewiß mehr als mich."

Er übergab Lysiard den briefschaftlichen Inhalt des Portefeuille.

„Diese Fünffrankennoten," sprach er weiter, „wollen wir jedoch gewissenhaft zählen und theilen. Herr Dormans mag sehen, wie er auch ohne dieselben nach Hause gelangt. Der alte Romain mag vorspannen."

So wie man das Papiergeld getheilt und eingesteckt hatte, machte sich Lysiard über die Briefschaften, vermochte jedoch bei der spärlichen Be-

leuchtung nur wenig von den Schriftzügen zu erkennen.

„Ich muß mir die Lectüre aufsparen bis ich nach Hause komme. Was fangen wir aber mit dem schlaftrunkenen Menschen an, wollen wir ihn hier lassen?“

„Ich dächte nicht,“ sprach Nicodemus, „wie lange glaubst Du, daß Dein Schlaftrunk widerhält?“

„Unter zwei Stunden ist an ein Aufwachen nicht zu denken,“ antwortete Lysiard, „ich habe die Dosis etwas stark gemacht.“

„So halte ich für's Beste,“ rieth der Andere, „daß wir den Saufaus in eine Droschke setzen und zu Mutter Lambert fahren, wo er schlafen kann, so lange er Lust hat. Er weiß dann beim Aufwachen nicht, wo er die Brieftasche verloren. Der Mensch ist im Stande, wenn wir ihn hier lassen, er compromittirt unsre Herberge, was wir jedenfalls vermeiden müssen.“

„Dein Rath ist gut,“ gab Lysiard zur Antwort; „wir wollen ihn so unbemerkt wie möglich zu Mutter Lambert transportiren. Er hat da beim Aufwachen gleich angenehme Gesellschaft.“

Die beiden nichtswürdigen Gesellen vollbrachten auch ihr Werk mit einer Geschicklichkeit, die jedem Spitzbuben zum Ruhme gereicht haben würde.

Als Renaud endlich aus seiner Betäubung erwachte, befand er sich in einem behaglichen Sopha und neben ihm hatte ein hübsches Mädchen Platz genommen, das ihn durch Liebkosungen und indem sie ihm lächelnd die Locken strich zu erheitern strebte.

Renaud rieb die Augen und vermochte sich schlechterdings nicht zu erklären, wie er an diesen ihm völlig fremden Ort gekommen. Er entsann sich dunkel, daß er mit Nicodemus und Lysiard in dem dunkeln Raume Pharao gespielt. Was aber später mit ihm vorgegangen und wie er an einen ganz andern Ort gekommen, war ihm schlechterdings ein Räthsel.

„Warum so trübe und nachdenkend, mein süßer Blondin," sprach das Mädchen, „pfui, was sind das für böse Wolken auf der Stirn."

Mit diesen Worten war die Schöne bemüht, mit ihrer weichen Hand Renaud's Stirn zu glätten.

„Sagt mir vor allen Dingen, schöne Nachbarin, wo ich mich befinde?" frug Dormans, „wie

ich hierher gekommen, und wo mein Landsmann Lysiard Tourquille ist?“

„Ihr sprecht mir vollkommen in Räthseln,“ schöner Fremdling, erwiderte scheinbar verwundert die Schöne. „Ihr schwanktet vor einigen Stunden, bleich wie ein Todter, an unserm Hause vorüber und vermochtet Euch kaum aufrecht zu erhalten. Wir glaubten Euch für sehr krank, und geleiteten Euch in unsre Wohnung, wo Ihr nun genesen und zu vollem Bewußtsein gelangt seid. Denn mehrere Stunden war gar nichts mit Euch anzufangen, Ihr lagt in einem wahrhaft eisernen Schlafe.“

„Wenn Ihr mich gastfreundlich aufgenommen, wie Ihr mir erzählt,“ antwortete Renaud, „so danke ich herzlich, obschon ich kein Sterbenswort weiß von allem, was mit mir vorgegangen.“

Die gastfreundliche Hebe hatte schwarzen Kaffee kochen lassen, den sie jetzt mit vieler Freundlichkeit Renaud präsentirte.

„Trinkt eine Tasse,“ sprach sie, „er wird Euch gut thun, wahrscheinlich,“ fügte sie scherzend hinzu, „habt Ihr heut Morgen etwas zu tief in's Gläs-

chen geguckt, wie es ja bei Euch jungen Herren gar oft vorkommt."

Es währte nicht lange, als sich ein zweites, ebenfalls recht hübsches Fräulein einfand, das ohne viel Ceremonie an seiner andern Seite Platz nahm und sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte.

Aus dem zuvorkommenden Benehmen der beiden jungen Damen erkannte Renaud alsbald mit Schrecken, in welchem Hause er sich befand.

Er dankte seinem Himmel, wieder zum Bewußtsein gelangt zu sein und wieder so viel Kräfte zu besitzen, um so schleunig wie möglich einen Ort zu verlassen, der sein sittliches Gefühl auf das Tiefste empörte.

Er that also wirklich, als glaube er an die Aufnahme, und daß sie ihm aus reiner Menschenfreundlichkeit geworden. Er sprach seinen Dank aus und erkundigte sich zugleich, welche Vergütung er schuldig sei, da er sich den Anschein gab, als halte er den Ort, an welchem er sich befand, für eine öffentliche Wirthschaft.

„Nein, mein Herz," sprach die ihm zur Rechten sitzende Schöne, indem sie ihren Arm liebkosend

um seinen Nacken schlang, „Ihr dürft uns noch nicht verlassen, Ihr seid noch zu leidend.“

Renaud versicherte das Gegentheil und suchte nach seiner Börse. Aber wie erschrack er, als er dieselbe vollkommen leer fand und sich besann, seine ganze Baarschaft an Nicodemus und Lysiard verspielt zu haben. Es blieb ihm nichts übrig, als eine Papiernote wechseln zu lassen.

Er suchte darnach. Vergebens. Er durchwühlte hastig alle Taschen. Das Portefeuille war und blieb verschwunden. Sein Schrecken steigerte sich zum Entsetzen. Nicht nur, daß er sein ganzes Reisegeld verloren; auch die Briefe an den Verschwörer Montelimart, mit dem Empfehlungsschreiben der Gräfin Choiseul befanden sich unter den abhanden gekommenen Päpieren.

Die beiden Damen, welchen sein plötzliches Erblassen nicht unbemerkt blieb, erkundigten sich theilnehmend nach seiner plötzlichen Aufregung.

„Mir ist mein Portefeuille abhanden gekommen,“ antwortete Renaud, in der entsetzlichsten Gemüthsstimmung, „ich muß es in einer Restauration verloren haben, wo ich mit einem Freunde

zusammen gesessen und will sogleich dahin eilen um es zu suchen.“

Die beiden Schönen schienen aufrichtig an dem Mißgeschicke des jungen Mannes Theil zu nehmen. Sie begannen sofort das Zimmer zu durchsuchen.

„Es ist ja auch möglich,“ sprach die Eine, „daß Ihr das Portefeuille bei uns verloren habt. Suche doch einmal in der Hausflur, Pauline.“

Pauline eilte sofort hinaus, während die zweite Schöne, Sylvia mit Namen, fortfuhr, das Zimmer in allen Winkeln zu durchsuchen.

Renaud befand sich in der verzweifeltsten Stimmung. Er verwünschte jetzt von ganzem Herzen, Lysiard gefolgt zu sein. Da er überhaupt nicht wußte, wie er hierher gekommen, so konnte er die Brieftasche auch unterwegs verloren haben.

Pauline kehrte mit der Versicherung zurück, die ganze Hausflur durchsucht, aber nichts gefunden zu haben.

„Ich kann jetzt nicht einmal meine Schuldigkeit bezahlen,“ sprach Renaud.

„Deshalb laßt Euch kein graues Haar wach-

sen," sprach Sylvia, „wenn wir nur das Portefeuille fänden."

„Auch muß ich sofort eine Droschke haben," fuhr Renaud fort.

Er zog einen Ring vom Finger.

„Hier," sprach er, „nehmt diesen Ring und leiht mir so viel, daß ich schleunigst in meine Wohnung gelange."

„Wo denkt Ihr hin," erwiderte Pauline, „hier ist kein Pfandhaus. Ich gehe, den Wagen zu bestellen. Es ist doch möglich, daß Ihr das Portefeuille in jener Restauration wiederfindet. Bei uns habt Ihr es auf keinen Fall verloren."

Das Mädchen eilte fort, kehrte aber plötzlich mit todtenbleichem Gesicht zurück.

„Was ist das?" sprach sie höchlich erschrocken, „das Haus ist von Polizei besetzt."

In selbem Augenblicke schaute ganz verstohlen durch ein leicht verhangenes Fenster, das nach der Hausflur ging, Lysiard's hohnlächelndes Gesicht, um sich zu überzeugen, ob Renaud noch anwesend.

Gleich darauf traten Gensdarmen in's Gemach.

„Im Namen des Gesetzes, Renaud Dormans,“ sprach der Brigadier der Gensdarmen, „Ihr seid mein Gefangener.“

Ein schrecklicher Blitz erleuchtete Renaud's Inneres.

„Ich ahne,“ sprach er dumpf und folgte, ohne den geringsten Widerstand entgegen zu setzen, den Gensdarmen.

Drittes Kapitel.

Von den finstersten unheimlichsten Phantasieen gequält, ruhte Renaud bereits den dritten Tag auf dem dürftigen Lager seines Gefängnisses. Noch war ihm der Grund seiner Verhaftung nicht bekannt, ein Verfahren, welches man sich blos mit äußerst gravirten Verbrechern erlaubte, da außerdem jeder Franzose, der gefänglich eingezogen ward, binnen vierundzwanzig Stunden die Ursache, weshalb er verhaftet, erfahren und in's Verhör genommen werden mußte. Auch zeigte das feindliche und abstoßende Benehmen des Gefangenwärters und die schlechte Kost, daß Renaud mit dem Verdachte eines großen Verbrechens belastet sei.

„Es unterliegt keinem Zweifel," sprach er für sich, „daß mein verloren gegangenes Portefeuille und die darin befindlichen Briefe der Choiseul,

nebst dem Schreiben an Montelimart der Grund meiner Verhaftung sind. Das Portefeuille muß sofort in die Hände der Polizei gerathen sein."

Gleichwohl vermochte Renaud dem Gedanken, daß Lysiard sein Verräther gewesen, noch immer nicht Raum zu geben.

„Es ist ja eine reine Unmöglichkeit," sprach er, „daß ein Landsmann, ein Mensch, der mir mit solcher Herzlichkeit entgegenkam, ein solch' niederträchtiger Verräther sein sollte. Lysiard mag ein leichtsinniger Bursche sein, einer solchen That ist er nicht fähig."

„Und gleichwohl," fuhr er in seiner Selbstbetrachtung fort, „wenn ich mir sein ganzes Benehmen an jenem Unglücksmorgen vergegenwärtige, drängt sich fortwährend der Verdacht auf, daß er nicht ganz unschuldig. Es war schon nicht ehrenwerth, meinen berauschten Zustand zu benutzen, mir mein ganzes Geld abzunehmen. Alsdann durfte er mich auch, der ich ganz fremd in Paris, in meiner hülfsbedürftigen Lage nicht verlassen. Mit dem Aquavit konnte es auch nicht mit rechten Dingen zugehen. In diesem Teufelstranke muß etwas Betäubendes gewesen sein. Einer solchen plötzli-

chen Müdigkeit weiß ich mich in meinem ganzen Leben nicht zu erinnern. Von dem genossenen Weine konnte eine solche plötzliche Betäubung nicht herrühren. Aber trotzdem vermag ich den Gedanken nicht zu fassen, daß Jemand, der mir brüderlich die Hand bot, einer solchen Teufelei fähig sein sollte."

„Und auf welche Weise," frug er sich nach einiger Zeit weiter, „kam ich in jenes Haus? Zu Fuße, wie mir jene Hetären glauben machen wollten, gewiß nicht. Der Weg aus der Spielhölle bis zu jenem Orte ist so weit, daß ihn ein Bewußtloser, wie ich war, unmöglich zurücklegen konnte."

Auf dem Gange tönten jetzt Schritte, die immer näher kamen; Riegel wurden aufgeschoben, der Riesenschlüssel drehte sich im Riesenschloß und die Kerkerpforte that sich auf. Aber wer beschreibt des gefangenen Renaud freudiges Erstaunen, als der Banquier, der alte Herr Romain, hereintrat. Unmittelbar hinter ihm ward die Thüre wieder verschlossen und verriegelt. Die Dunkelheit der Zelle verhinderte, daß Renaud das Antlitz seines väterlichen Freundes nicht deutlich zu erkennen

vermochte, er würde sonst erschrocken sein, der alte Mann war bleich wie der Tod.

„O mein Sohn," hub er nach einer schmerzvollen Pause an, nachdem er sich auf der harten Bank niedergelassen, „warum habt Ihr mir das gethan?"

Renaud erschrack über den tief wehmuthvollen Ton, in welchem Herr Romain diese Worte sprach.

„Verdammet mich nicht zu früh, theurer Vater," sprach Renaud, „befinde ich mich auch im Gefängniß, fühle ich mich gleichwohl unschuldig."

„Das ist nicht möglich, Renaud," antwortete der Banquier. „Die Beweise, welche die Behörde in Händen hat, sind zu überzeugend."

„Es können dies nur zwei Briefe sein," versetzte Renaud, „zu welchen ich völlig wider meinen Willen gekommen bin."

„Wie kamt Ihr zu jenen unglückseligen Briefschaften?"

Renaud erzählte jetzt offenherzig, durch welchen Zufall er mit der Gräfin von Choiseul bekannt geworden war, wie er sie vor einigen Tagen auf der Straße getroffen, wie er mit ihr durch einige Straßen gefahren; aber alsbald mit Schrecken

wahrgenommen, welcher Partei sie angehöre, wie er da die erste Gelegenheit ergriffen, aus der gefährlichen Nähe hinwegzukommen, jedoch zuvor sein Wort gegeben, den Brief an den Grafen von Montelimart zu bestellen.

Das Gesicht des alten Mannes heiterte sich sichtbar auf, nachdem Renaud geendet.

„Wenn dem in Wahrheit so ist," sprach er, woran ich bei Euch nicht zweifle, so ist Hoffnung vorhanden, Euch zu retten. So wisset denn, daß der unselige Brief, den Ihr an Montelimart überbringen solltet, ein Mordattentat auf das Leben des Ersten Consul enthielt."

„Barmherziger Himmel!" rief Renaud erschrocken, „so Schreckliches konnte ich nicht ahnen."

„Der Polizeipräfect war wüthend, als er diesen Brief in Eurem Portefeuille vorfand. Er hielt sich von Euch auf das Empörendste verrathen und stand Anfangs im Begriff, Euch ohne weiteres zu deportiren. Nur mein energisches Einschreiten hat es bis jetzt zu diesem Aeußersten nicht kommen lassen."

„Aber ich bitte Euch, um aller Heiligen willen, wie hat nur Euer Portefeuille in die Hände der

Polizei kommen können. Mit solchen, namentlich in der jetzigen Zeit, so gefährlichen Papieren, geht man doch vorsichtiger um."

Renaud war offen genug, seinem alten Freunde sein ganzes gehabtes Abenteuer umständlich mitzutheilen. Als er seines Landsmannes, des jungen Lysiard erwähnte, verfinsterte sich die Stirn des Herrn Romain sichtbar.

„Es ist nicht anders," sprach er, „dieser Nichtswürdige hat Euch verrathen. So viel ich erfahren, hat eine Militairperson der Behörde Euer Portefeuille überliefert und zugleich den Ort angegeben, wo man Euch verhaftet hat."

„Nein," rief Renaud, „es ist nicht möglich, Lysiard ist leichtsinnig, eines solchen Bubenstücks ist er nicht fähig."

„Renaud," meinte Herr Romain, ich will auch Eurem Landsmann nicht Unrecht thun und ihn nicht eher verdammen, bevor ich nicht die sichersten Beweise in Händen habe. Aber die Trink- und Spielscene, zu welcher er Euch verleitet, wirft einen abscheulichen Verdacht auf den jungen Mann. Die Zukunft wird das Alles aufklären. Ich bin jetzt nur froh, daß sich die Sachen so verhalten,

wie Ihr erzählt. Ganz unschuldig werdet Ihr freilich nicht aus dem bösen Handel hervorgehen, denn die Behörde wird es nimmer verzeihen, daß Ihr von dem Briefe an Montelimart, der Euch als verdächtig bekannt war, nicht sofort Anzeige gemacht habt. Ich gehe jetzt zum Polizeipräfect, um ihm von Euch eine bessere Meinung beizubringen; Ihr werdet Euch freilich noch immer eine Zeitlang das Gefängniß gefallen lassen müssen. Was an mir liegt, soll Alles geschehen, was zu Eurer Rettung möglich ist."

„O mein väterlicher Freund," sprach Renaud, und drückte die Rechte des Banquier dankbar an sein Herz.

„Aber hütet Euch," fuhr der alte Mann beschwörend fort, „künftig vor ähnlichen Verlockungen. In der verschwörungslustigen jetzigen Zeit, gehört ein Schatten dazu, der Behörde verdächtig zu werden und sich ihren Verfolgungen auszusetzen."

„Zugleich," fuhr Herr Romain nach einer Pause fort, „will ich mich eines Nähern nach Eurem Denuncianten erkundigen, und ich fürchte, ich finde Euren entarteten Landsmann heraus."

„Nachdem Renaud nochmals seinen innigsten

Dank ausgesprochen, entfernte sich Herr Romain und bald befand sich der Gefangene wieder allein zwischen den schaurigen vier Wänden und hatte Zeit, seinen Gedanken nachzuhangen.

„Wenn Lysiard," sprach er zu sich, „dennoch so nichtswürdig gewesen und an mir zum Verräther geworden, traue ich ihm auch die Ermordung des unglücklichen Spielmanns zu, und meines braven Pius Argwohn hätte sich abermals bestätigt. Was habe ich diesem bösen Menschen nur gethan, daß er mir sogar nach dem Leben trachtet. Sollte der bloße Neid und vielleicht auch die Eifersucht einen Menschen selbst zum Morde treiben können? Ich vermag dies zur Ehre der Menschheit nicht zu denken."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich bin diesmal wahrhaft zu meinem Unglück nach Paris gegangen. Mir fehlt mein Schutzgeist, mein guter Pius. Wenn der Knabe meine jetzige böse Lage kennte, wie würde es ihn bekümmern. Mein ganzes Mißgeschick rührt zunächst daher, daß ich der Gräfin begegnete. Ohne ihre Dazwischenkunft wäre ich bereits wieder in Saint Marcel und fungirte als Polizeiagent gegen Hochverräther, wäh-

rend ich jetzt von der Polizei selber als Hochverräther betrachtet werde. Wenn durch diese verdammte Geschichte nur meine Militairanstellung nicht behindert wird. Wie froh wollt' ich sein, könnte ich morgen mit meinem Regimente in's Feld ziehen. Diese Polizeisphäre, in der ich mich jetzt bewege, widert mich an. Ein Glück noch für mich, daß sich der alte Romain meiner so väterlich annimmt. So lerne ich denn diesen edlen Mann auch im Unglück kennen. Wenn mich Vetter Charpentier zwischen diesen vier Wänden sähe, würde seine zeitherige Devotion sofort in das Gegentheil überspringen."

Es mochten einige Stunden vergangen sein, als abermals Schritte auf dem Gange vernehmbar und Riegel zurückgeschoben wurden. Abermals that sich die Thüre auf und der Polizeipräfect trat in eigener Person in's Gefängniß.

Sein Benehmen war diesmal außerordentlich streng und gemessen; der früher so milde und humane Mann war nicht wieder zu erkennen.

„Ihr habt Euch," begann er ohne weitere Einleitung, „eine unverantwortliche Pflichtverletzung zu Schulden kommen lassen, junger Mann, doch

in Berücksichtigung Eurer frühern Handlungsweise und Eurer Unkenntniß mit den politischen Parteien der Hauptstadt, sowie in Folge des edelmüthigen Fürworts des allgemein geachteten und als durchaus loyal erkannten Herrn Romain, will die Behörde für diesmal Anstand nehmen, eine Untersuchung gegen Euch einzuleiten. Wir hoffen, daß Ihr diese Nachsicht durch Euer künftiges vollkommen loyales Benehmen rechtfertigen und wieder dasjenige Vertrauen zu erwerben bemüht sein werdet, das man bis vor wenig Tagen Euch geschenkt hat."

Renaud hätte sich wegen des in seiner Brieftasche aufgefundenen Schreibens an den Grafen Montelimart leicht dadurch rechtfertigen können, daß er im Begriffe gewesen, dasselbe der Behörde zu überantworten; auch konnte er zu seiner Entschuldigung anführen, daß er besagtes Schreiben habe benutzen wollen, um das Vertrauen der Verschwornen zu gewinnen — aber sein offnes ehrliches Gemüth widerstrebte, sich solcher Hinterthüren und Auswege zu bedienen. Er fühlte sich der Behörde gegenüber allerdings nicht ganz frei von Schuld; diese Schuld wollte er denn auch büßen

und hoffte sie durch sein künftiges Verhalten vollkommen vergessen zu machen.

Er dankte daher dem Polizeichef aufrichtig für die Rücksicht, die man hinsichtlich seiner nehme und gelobte theuer, sich dafür allezeit nur dankbar zu erweisen.

„Eure ausgesprochenen Gesinnungen," sprach der Polizeipräfect, „freuen mich. Ich hoffe auch mich in Euch nicht zu täuschen. Vernehmt jetzt meine weitern Verfügungen."

Renaud horchte hoch auf und der Präfect fuhr fort: „Zu einem Polizeiagenten seid Ihr verdorben; dies beweis't schon die Unvorsichtigkeit, Euch so wichtige Papiere, wie die bewußten Briefe waren, durch den ersten besten Gauner entwenden zu lassen. Die Euch zugedachte Mission, uns bei der Verhaftung der Verschwörer behülflich zu sein, kann Euch daher nicht anvertraut werden."

Bei diesen Worten fiel Renaud ein wahrer Stein vom Herzen. Er hätte können dem Polizeipräfecten dankbar um den Hals fallen. Das Herz trat ihm auf die Zunge.

„Ach wie glücklich macht Ihr mich, Herr Präfect, wie verehre ich Eure Weisheit, mich einer

Berufsthätigkeit zu entheben, zu der, wie ich auch bereis offen gestanden, im Geringsten nicht befähigt bin."

Der Präfect überhörte diese Lobeserhebung und fuhr fort: „Damit Ihr aber nicht wieder in Gefahr laufet, in Paris politischen Intriguanten und Spielern in die Hände zu gerathen, so werdet Ihr bereits morgen die Hauptstadt verlassen und Euch zu Eurem Regimente begeben, das so eben seinen Marsch nach den Alpen angetreten hat."

Keine angenehmere Nachricht konnte Renaud's Ohr berühren, obschon sie durch den Gedanken, keinen Abschied von seiner alten Mutter, noch von Gabrielen und Herrn Romain in Montrouge nehmen zu dürfen, etwas getrübt ward.

„Solltet Ihr noch einige Angelegenheiten in der Heimath zu ordnen haben," fuhr der Polizeichef wohlwollend fort, „könnt Ihr solche schriftlich abthun."

„Aber," wagte schüchtern und verlegen Renaud entgegen zu halten.

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt," fiel der Polizeichef ein, „für Eure complette Equipirung hat Herr Romain hierselbst bestens Sorge getragen.

Ihr findet, wenn Ihr nach Hause kommt, Alles, was erforderlich, um wohl ausgerüstet in's Feld zu rücken."

Renaud war von so viel Aufmerksamkeit dermaßen ergriffen, daß er kaum Worte des Dankes fand, und unwillkührlich nach der Hand des Präfecten griff.

„Wie gesagt," fuhr dieser in einem Tone, der immer wohlwollender klang, fort, „es soll Alles geschehen, um Euch Eure neue Laufbahn so angenehm wie möglich zu machen; wir hoffen aber auch, daß Ihr Euch unserer Fürsorge würdig erweisen werdet."

„Mit Blut und Leben will ich dankbar sein für so viele Güte," rief Renaud, „laß't mich nur erst vor dem Feinde stehen."

„Wohlan," sprach jetzt der Polizeipräfect indem er aufstand und Renaud die Hand reichte, „wir werden uns auf geraume Zeit nicht wieder sehen, ich hoffe nur alles Gute von Euch. Ihr seid von jetzt an frei. Binnen wenig Minuten wird Euch ein Wagen in das Hotel des Herrn Romain bringen."

Ohne auf die Danksagungen Renaud's weiter

Rücksicht zu nehmen, wollte der Präfect das Gefängniß verlassen, als er am Eingange stehen blieb und noch einmal zurückkehrte.

„Noch eins," sprach er, „nehmt Euch vor dem Sergeanten Tourquille in Acht, er ist zwar Euer Landsmann, aber er führt Böses wider Euch im Schilde."

Der Präfect entfernte sich und Renaud faltete betend die Hände, um Gott zu danken für die so unverhoffte Rettung aus großer Gefahr. Bald rollte er in der leichten Droschke nach der Wohnung seines Wohlthäters. Dieser hatte, um den letzten Abend seines jungen Freundes in der Hauptstadt zu feiern, einige Gäste zu einem kleinen Abendessen geladen. Es befanden sich darunter mehre sehr wissenschaftlich gebildete Männer und einige hochgestellte Offiziere. Der alte Romain gewahrte mit inniger Freude, wie sein Schutzbefohlner durch seinen wissenschaftlich gebildeten Geist, durch sein reiches Gemüth, verbunden mit einer edlen Bescheidenheit, sich die Liebe Aller zu erwerben wußte. Man besprach mehre frühere Feldzüge, und waren es namentlich die anwesenden Offiziere, welche, ob der überraschend militairischen Kennt-

nisse, die Renaud bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, ihre Verwunderung aussprachen. Namentlich waren es die Feldzüge in Aegypten und Syrien, die Renaud mit ungemeinem Fleiß studirt hatte, so daß er selbst über Fragen Auskunft zu geben vermochte, wo Männer, welche diesen Feldzügen in Person beigewohnt hatten, die Antwort schuldig blieben.

Ein alter Veteran klopfte ihm daher wohlwollend auf die Schulter.

„Brav, mein Sohn, brav, mein Sohn," sprach der alte Krieger, „eine einzige Campagne und die Epauletten werden nicht ausbleiben."

Den andern Tag verbrachte Renaud eines Theils, um an seine Mutter, an Gabriele, Herrn Romain und den kleinen Pius Briefe zu schreiben, worin er Abschied nahm und die Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens aussprach. Hierauf kleidete er sich in seine neue Uniform der Consulargarde-Grenadiere, die ihm wie angegossen und seinen schönen Wuchs auf das Vortheilhafteste hervorhob. Er stattete nun seinen Abschiedsbesuch dem alten Romain ab, der sich an dem schmucken Krieger nicht satt genug sehen konnte. Der Banquier

umarmte Renaud väterlich, ihm seinen Segen für die neue Lebensbahn ertheilend. Nach einem Stündchen verließ er in flotter Extrapost Paris. Auf dem Boulevard du Temple wollte es ein seltsamer Zufall, daß er seinem Denuncianten Lysiard begegnete. Dieser traute seinen Augen nicht, Renaud, den er in Ketten und Banden glaubte, in schmucker Uniform wohlgemuth dahin fahren zu sehen. Mit offenem Munde blickte er geraume Zeit dem Dahineilenden nach.

Viertes Kapitel.

Napoleon Bonaparte, um eine der kühnsten Unternehmungen der Weltgeschichte in's Werk zu setzen, hatte Paris am sechsten Mái 1800 verlassen. Seine einzigen Begleiter waren sein Adjutant Düroc und sein Secretair Bourienne. Er begab sich, um Europa bis zum letzten Augenblicke zu täuschen, nach Dijon, wo er die angebliche und mit vieler Ostentation ausposaunte Reservearmee musterte. Dieselbe bestand aus ein paar Depots und einigen Rekruten. Die geheimen politischen Agenten und Aufpasser, welche von den Feinden Frankreichs nach Dijon geschickt worden waren, schrieben höchst beruhigende Briefe nach Hause, daß man von der berühmten Reservearmee durchaus nichts zu fürchten habe. Von Dijon reis'te der Erste Consul unmittelbar nach Genf und von

hier nach Lausanne. Hier befand er sich, ohne daß Europa eine Ahnung davon hatte.

Am dreizehnten Mai, nach einer allgemeinen Musterung der Truppen, war am Fuße der Alpen großer Kriegsrath. Bonaparte, die Hände auf dem Rücken, ging schweigend auf und ab und vernahm mit großer Ruhe die Aufzählung der unermeßlichen Schwierigkeiten, welche mit einem Alpenübergange verbunden seien. Hier und da wurden Stimmen laut, welche ein solches Unternehmen geradezu für unmöglich erklärten. Der Erste Consul hatte lange schweigend zugehört; dann wandte er sich plötzlich an den genialen General Marescot.

„Was meint Ihr General?"

„Ich finde einen Uebergang für sehr schwierig," erwiderte der Gefragte.

„Ich frage nicht nach Schwierigkeiten," unterbrach Bonaparte, „ich frage Euch überhaupt, ob das Unternehmen möglich?"

„Möglich wohl," versetzte Marescot, „aber nur mit den außerordentlichsten Anstrengungen."

„Was kümmern mich Anstrengungen," sprach der Erste Consul, „die Sache ist möglich. Wohlan denn vorwärts."

Sonach war das Riesenunternehmen endgiltig beschlossen. Man trat jetzt in Berathung, welches wohl der geeignetste Punkt sei, die Alpen mit einer Armee von vierzigtausend Mann und fünftausend Pferden zu überschreiten.

„Ueber den Gotthard können wir nicht," sprach Bonaparte, „dieser Weg muß dem General Moncey verbleiben, welcher aus Deutschland kommend, mit funfzehntansend Mann ihn passiren wird. Diese durch den Krieg ausgesogene Gegend, durch welche dieser Weg führt, ist nur im Stande, ein Heer von funfzehntausend Mann zu ernähren. Sonach verbleiben uns nur noch drei Uebergangspunkte, der Simplon, der große Sanct Bernhard und der Mont Cenis."

Der Erste Consul fuhr fort, seine Ansichten und Bedenklichkeiten hinsichtlich des Alpenübergangs den versammelten Generälen zu eröffnen.

„Diese drei Uebergänge," sprach er, „bieten alle drei gleich große Schwierigkeiten. Der Mont Cenis, der häufiger befahren wird, wäre wohl derjenige, der noch die wenigsten örtlichen Hindernisse entgegenstellen würde, aber seine Ausläufe münden in der Gegend von Turin. Wir würden mitten

unter die Oestreicher gerathen. Das dürfen wir aber nicht, wenn wir sie umgehen wollen. Der Simplon hat wieder das entgegengesetzte Ueble. Er mündet bei Mailand und wir würden den Oestreichern in den Rücken stehen. Aber wir sind da wieder zu weit von ihnen entfernt. Wir müßten auch, wollten wir diesen Weg einschlagen, ganz Wallis der Länge nach durchziehen. Für diese weite Tour sind unsere Transportmittel nicht ausreichend. In den mit Eis bedeckten Thälern, die wir zurückzulegen haben, ist es unerläßlich, daß wir alle unsere Bedürfnisse mit uns führen. Unter solchen Umständen ist ein Umweg von zwanzig Stunden wohl in Betracht zu ziehen."

Die erfahrendsten Offiziere und die zugleich mit den betreffenden Oertlichkeiten vertraut waren, stimmten dem Ersten Consul vollkommen bei.

„So verbliebe uns nur der große Sanct Bernhard," sprach General Marescot. „Hier haben wir blos den Weg von Villeneuve bis Martinach zurückzulegen, also von dem einen Ende des Genfersees, wo die Schifffahrt aufhört, bis an den Fuß des Engpasses. Dieser Weg ist nicht allzu lang. Alsdann mündet die Sanct Bernhardstraße

im Thale von Aosta, zwischen den beiden Straßen von Turin und Mailand. Das ist eine Richtung, die zur Umzinglung der Oestreicher nicht vortheilhafter sein kann. Der Sanct Bernhard, ich gebe zu, sein Uebergang mag schwieriger auszuführen sein, verdient schon wegen der Kürze des Weges den Vorzug."

Der intelligente General setzte seine Gründe, welche für die Ueberschreitung des großen Bernhard sprachen, noch eines Weitern auseinander, und stellte die Vortheile, die dieser Weg darbot, so einleuchtend dar, daß der versammelte Kriegsrath, Bonaparte eingeschlossen, sich fast einstimmig für den Uebergang über den großen Sanct Bernhard aussprach.

Nachdem man sich über diesen Hauptpunkt geeinigt, ergriff wieder der Erste Consul das Wort.

„Jetzt aber, meine Herren," sprach er, „ist es vor allen Dingen nothwendig, daß wir den Feind nach Kräften zu täuschen suchen. Wir dürfen nicht aus einem einzigen Alpenpasse in die italienische Ebene vordringen; hier würde Melas sofort wissen, wo unsere Hauptmacht sich befindet und seine

Macht dahin concentriren. Es ist nothwendig, daß wir an vier verschiedenen Orten aus den Alpen hervorbrechen und den Feind verwirren, daß er nicht weiß, an welchem Punkte unser Centrum befindlich. Während Moncey über den Gotthard vordringt, ich über den großen Bernhard, soll General Chabran mit sechstausend Mann den kleinen Bernhard übersteigen, dessen Straße von den Höhen Savoyens gleichfalls im Thale Aosta ausmündet. Endlich soll General Thürreau, welcher mit viertausend Mann der italienischen Armee den Mont Cenis vertheidigt, suchen nach Turin vorzudringen. So kommt die französische Armee in einem ungeheuern Halbkreise gleichzeitig auf vier Straßen von den Alpen herab. Inmitten dieses Halbkreises bringt die vierzigtausend Mann starke Hauptarmee vor. Bei Erscheinen dieser abgesonderten Corps muß der Feind in Verwirrung gerathen, indem er nicht wissen wird, gegen welches er seinen Hauptwiderstand richten soll."

Auch Bonaparte entwickelte seinen genialen Plan ausführlich und riß den gesammten Kriegsrath zu einer wahren Begeisterung hin. Er ließ sich jedoch durch die Lobeserhebungen, die ihm von allen Seiten

gespendet wurden, nicht im Geringsten aus seiner Ruhe bringen.

„Meine Herren," sprach er, „bedenket wohl, daß, ehe wir mit unsern vier Corps in die italienische Ebene einrücken, die Hauptschwierigkeiten zuvor noch zu überwinden sind. Nachdem wir die Uebergangspunkte reiflich erwogen und festgestellt haben, handelt es sich um die Hauptsache, um den Uebergang selbst. Sechszigtausend Mann mit sämmtlichen Material auf ungebahnten Wegen über Felsen und Eisfelder zu führen, und zwar in der schlimmsten Jahreszeit, wo der Schnee schmilzt, das ist jetzt unsere Aufgabe."

„Die Schwierigkeiten," sprach er weiter, „werden vermehrt, wenn wir bedenken, daß wir einen Artilleriepark von sechszig Kanonen mitschleppen müssen und daß zu jedem Geschütz mehre Wagen erforderlich sind. Von letztern brauchen wir allein dreihundert. In diesen Felsenlabyrinthen, von Eis umstarrt, wo jedes Leben der Pflanze aufhört, in diesen unwirthbaren Thälern, sind wir gezwungen, nicht nur alle Lebensmittel für das Heer, sondern selbst Futter für die Pferde und das Zugvieh mit uns zu führen."

Bonaparte fuhr in Darlegung der zu besiegenden Schwierigkeiten also fort: „Von Genf bis Villeneuve treten uns keine Hindernisse entgegen. Hier wird sich Alles leicht machen, da uns die Wasserstraße des achtzehnstündigen Genfersees zu Statten kommt. Aber von Villeneuve bis Ivrea, wo die reichen Ebenen von Piemont sich öffnen, haben wir fünfundvierzig Stunden zurückzulegen und zehn davon über Felsen und Gletscher der großen Alpenkette. Die Straße von Villeneuve nach Martinach und von hier nach Sanct Peter ist noch für Fuhrwerk gangbar; aber alsdann öffnen sich blos Fußpfade, oft keine zwei Ellen breit, von fürchterlichen Abgründen umgeben und von Lawinen bedroht, die in Folge des schmelzenden Schnees herabstürzen können. Auf diesen Pfaden hat die Armee zehn ganze Stunden zurückzulegen, denn so lang ist der Weg, ehe er auf der andern Seite des Sanct Bernhard in das Thal Aosta mündet. Erst von hier wieder beginnt eine befahrbare Straße, die in die Ebene von Piemont führt."

Nach dieser Mittheilung, die Bonaparte der Versammlung offen zur Erwägung gab, ohne im Geringsten die zu besiegenden Hindernisse zu ver-

größern oder zu verkleinern, sondern die Sachlage ganz der Wahrheit gemäß darlegte, begriff Mancher der im Kriegsrathe anwesenden Offiziere nicht, wie das heldenmüthige Unternehmen überhaupt auszuführen sei. Selbst Krieger, die dem Schrecken der Wüste kühn die Stirn geboten, verzweifelten an einem Wagstück, das fünftausend Cavalleriepferde und einen Park von sechszig Kanonen über die Spitzen unübersteiglicher Alpen führen wollte. Aber je unbesiegbarer die Hindernisse erschienen, desto mehr reizten sie die Phantasie und Wagehalsigkeit des französischen Characters. Man gedachte an Hannibal's Uebergang über die Alpen vor zweitausend Jahren und dieser Gedanke allein wirkte so begeisternd, daß man schwur, dem großen Helden der neuern Zeit zu folgen, er führe seine Armee, wohin er immer wolle. Nie war von einem der französischen Heere, wie glanzvolle Heldenthaten auch ihre Geschichte aufzuweisen, eine Heldenthat unternommen worden, wie sie jetzt der Sieger der Pyramidenschlacht, Frankreichs Erster Consul beabsichtigte. Mit einem Vivat auf Napoleon Bonaparte trennte sich die Versammlung.

Fünftes Kapitel.

Es war ein wunderschöner Maiabend, als Renaud, der glücklich und wohlgemuth sein Regiment erreicht hatte, in einer von blauen Fliedertrauben umblühten Laube, am Ufer des Genfersees saß. Er war bei einem Kaufmann in Genf einquartiert, dessen Besitzung reizend an dem schönen großen See gelegen war.

Weithin schweifte der entzückte Blick über die blaue Wasserfläche, in deren Hintergrunde die Alpen majestätisch zum Himmel stiegen. Es gewährte einen zauberhaften Anblick, wie diese riesigen Felsmassen mit ihrem Fuße bereits im tiefsten Dunkel ruhten, während ihre schneebedeckten Gipfel im Golde der Abendsonne glühten.

„Wie prächtig, himmlischer Vater," sprach von der zauberischen Landschaft hingerissen, der Jüng-

ling, „ist Deine Welt gemacht und bös sind Deine Kinder, die anstatt in diesem Paradiese friedlich neben einander zu leben, sich feindlich bekämpfen. Welcher Frieden ist über diese Gegend ausgegossen, noch einige Tage, und der feurige Kriegsgott wird hier sein feurig Roß schirren."

Renaud befand sich übrigens in sehr glücklicher Stimmung. Er hatte Briefe aus der Heimath erhalten. Alle seine Lieben hatten ihm geschrieben; Alle befanden sich im erwünschtesten Wohlsein. Die liebe Zuschrift der schönen Gabriele, deren Bild wie ein stiller Segen in seiner Brust ruhte, las er immer und immer wieder.

Ach, wenn er an sie dachte, die täglich mehr Raum in seinem Herzen gewann, mußte er tief aufseufzen. Es ward ihm immer klarer, daß ohne diesen Engel sein Leben ein verlorenes sei. Und gleichwohl erschien ihm auch nur der entfernte Gedanke, mit ihr einmal vereinigt zu sein, so vermessen, daß er ihn nicht einmal zu denken wagte. Er, der arme Landmann, nichts besitzend als die Uniform, die er auf dem Leibe trug, und sie die einzige Tochter des reichen Fabrikherrn.

„Ach," sprach er leise für sich, „vielleicht wäre

es für meine Ruhe besser gewesen, ihr Bild wäre mir nie in diesem Leben entgegen getreten, und gleichwohl tausche ich die Erinnerung an sie mit allen Glücksgütern dieser Erde nicht."

„Wenn ich dereinst aus diesem Feldzuge zurückkehre," fuhr er in seiner Selbstbetrachtung fort, „ist mein Engel längst heimgeführt von einem glücklichen Reichen. Ich darf daran freilich nicht denken. Dann wäre mir besser, eine feindliche Kugel hätte mich niedergestreckt und ich ruhte still und kühl in fremder Erde."

Der Mond trat jetzt aus den Wellen des Genfersees still hervor, die nächtliche Landschaft zauberhaft mit seinem Lichte übergießend. Das reizende Nachtbild paßte ganz zu Renaud's elegischer Stimmung.

Er schaute träumerisch in die holde Blume der Nacht, deren Glanz sich in den Wellen spiegelte.

„Was ist das Bischen Leben überhaupt?" frug er, „ein paar Mondesaufgänge mehr und Alles ist vorüber. Da zieht sie hin die leuchtende Kugel seit Jahrtausenden; wie manches Menschen Auge hat zu ihr emporgeblickt in Freude wie im Schmerz; wie manches Herz und wie manches Auge ist gebrochen und sie zog immer ruhig ihre Bahn."

„Was ist das Leben überhaupt, wenn es nicht durch die Liebe oder durch einen göttlichen Gedanken verklärt wird; es ist dann fürwahr nicht werth, daß man es lebt. Wie bald gerinnt das Blut, wie bald zerfällt der Leib, aber die Liebe, die das Herz belebte, die göttlichen Gedanken, die die Seele begeisterten und verklärten, diese können nicht mit begraben werden."

Renaud's sentimental-philosophische Stimmung konnte gar nicht prosaischer unterbrochen werden, als sie es ward. Mit Einemmal entstand keine fünf Schritt hinter ihm, ein so Ohren zerschmetternder Minuten langer Trommelwirbel, daß Renaud nicht anders glaubte als ein Unglück sei passirt und er wie behext aufsprang. Aber ehe er noch recht zur Besinnung gelangen konnte, fühlte er sich stürmisch umarmt und Pius hing an seinem Halse. Für Renaud's kränkliche Gemüthsstimmung hätte gar nichts glücklicheres passiren können. Er war außer sich vor Freude endlich seinen Pius, von dem er geraume Zeit getrennt gewesen, wieder zu haben und bei dem kleinen Tambour war dasselbe der Fall.

Nachdem sich die Beiden recht satt geherzt und

geküßt, mußte Pius erzählen, denn Renaud war es geradezu räthselhaft, wie Pius, den er in Paris vermuthete, an den Genfersee komme.

„Ich hatte mir es als Gnade ausgebeten, dem Feldzuge beiwohnen zu können und durch die Güte des Pariser Herrn Romain ist mir auch dieses Glück zu Theil worden. Ich bin zur dreiundsiebzigsten Halbbrigade versetzt, die kein halb Stündchen von hier in's Quartier gerückt ist. Mein Erstes, als wir angelangt, war natürlich, mich nach Deinem Bataillon zu erkundigen. Wer beschreibt mein Entzücken, als ich erfuhr, wie nahe es gelegen. Ich benutzte sofort den Urlaub meines braven Capitain Ricard, hierher zu laufen, um Dir vor allen Dingen eine Probe abzulegen, daß ich mich seit Deiner Abwesenheit im trommeln tüchtig geübt habe. Wie gesagt, keine halbe Stunde von hier steht meine Compagnie, aber ich wäre gern auch Meilen weit gelaufen, um Dich aufzufinden. Ich habe bis um Zehn Urlaub."

„Nun, Deine Trommelprobe," lachte Renaud, „war glanzvoll, ich glaubte nicht anders, als daß die Oestreicher stürmten; aber Pius, alle Wetter, das ist ja eine Trommel von der Consulargarde?"

„Ein Tambour," erklärte Pius, „als er hörte, daß ich Dich überraschen wollte, und der gleich hier daneben wohnt, hat sie mir geliehen, weil ich die meinige nicht mitnehmen durfte."

„Aber," setzte der Kleine nicht ohne Selbstgefühl hinzu, „die Trommeln meiner Halbbrigade geben denen der Consulargarde nichts nach."

„Nun, das ist mir lieb," sprach Renaud, „aber jetzt nimm Platz und erzähle, wie es Dir ergangen. Bist Du hungrig, hast Du Durst?"

„Wenn ich Dich habe," gestand der treue Knabe, „habe ich weder Hunger noch Durst, jetzt um so mehr, als wir heut' sehr spät zu Mittag gespeis't haben."

Pius mußte jetzt vor allen Dingen aus Saint Marcel und Montrouge erzählen; auch die unbedeutendsten Mittheilungen aus der Heimath waren für Renaud von Interesse.

Pius brachte zahllose Grüße von der Mutter, von Gabrielen, Herrn Romain und vielen andern Bekannten. In Paris hatte er bei dem ältern Herrn Romain einige Tage gewohnt und konnte die Liebe des alten guten Herrn nicht genug beschreiben.

„Was aber das Schönste von Allem," fuhr Pius in seiner Erzählung fort, „daß unsre Brigade und die funfzigste mit der Consulargarde von jetzt an eine Division für sich bilden sollen. Wenigstens hat mein Capitain davon als etwas ganz Gewissen gesprochen."

„Das wäre schön," sprach Renaud, „da werden wir oft Gelegenheit haben, mit einander zu plaudern."

„Aber," erkundigte sich der Tambour angelegentlich, „ist es denn wahr, es soll über die Alpen gehen?"

„Man spricht ziemlich offen davon," gab Renaud zur Antwort, „und den großartigen Zurüstungen nach zu schließen, hat es auch allen Anschein dazu."

„Das ist prächtig," jubelte Pius, „da machen wir es ja dem Hannibal nach."

„Freilich," lächelte Renaud, „und Du kannst dereinst rühmen, daß Deine Trommel auf der Spitze der Alpen erklungen, eine Auszeichnung, die bisher noch keinem französischen Tambour zu Theil geworden und vielleicht im Laufe von Jahrhunderten nicht wieder zu Theil wird. Ein solcher Alpen-

übergang ist nur einem Napoleon Bonaparte möglich und ein solcher Held kommt gewiß sobald nicht wieder."

„Welch' ein Glück, unter ihm zu dienen," rief Pius, „er führt uns gewiß zum Siege, wiewohl ich nicht begreife, wie er mit einer Armee über die Alpen gelangen will."

„Tröste Dich," versetzte Renaud, „wenn Du es nicht begreifst, ergeht es Dir, wie vielen andern Leuten; aber der Erste Consul wird nichts unternehmen, was nicht ausführbar ist. Aber apropos, Pius, daß wir nicht Eins in's Andre reden, wie schmeckt der Dienst?"

„O, ganz vortrefflich," gestand Pius, „die ersten acht Tage kamen mir etwas schwer an; aber dann ging's. Bei meinem Tambour-Major, Herrn Marlow, stehe ich ganz gut; er nennt mich, wenn er gut gelaunt ist, seinen kleinen Papst, weil dieser ebenfalls Pius heißt. Auch meine Kameraden sind gute Leute und haben mich lieb. Mir hat noch Keiner etwas Uebles gethan, im Gegentheil, wo sie mir bei Etwas behülflich sein können thun sie es."

„Das freut mich wahrhaft," sprach Renaud,

„der Soldatenstand, die strenge Disciplin, hat für den Anfang manches Unangenehme; aber bald erkennt man auch, daß es ohne gehörige Strenge nicht geht und man gewöhnt sich daran. Ich bin von Dir auch überzeugt, mein guter Pius, daß Du meine Lehren, die ich Dir oft gegeben, nicht vergessen und daß Du allezeit brav bleiben und Dich bestreben wirst, die Achtung Deiner Obern und die Liebe Deiner Kameraden Dir zu erwerben und zu erhalten."

Der kleine Tambour gelobte feierlich, daß er sich stets zur Zufriedenheit seines Lehrers betragen werde.

Hierauf erkundigte sich Renaud, ob Pius nichts von Lysiard erfahren habe.

„So viel ich noch in Saint Marcel gehört," lautete die Antwort, „befindet er sich ebenfalls bei der Alpenarmee, aber die Halbbrigade, der er angehört, habe ich nicht erfahren können.

Die Beiden saßen noch lange bei einander und erfreuten sich des milden Abends. Erst nachdem die kleine Dorfkirche, die hart am Ufer des Genfersees gelegen war und deren Glocke lieblich über die Wellen daher tönte, die neunte Stunde ver-

kündet hatte, dachte man an Aufbruch. Renaud begleitete seinen jungen Freund nach dessen Quartier.

Freundlich leuchteten die Sterne, als Dormans nach Hause zurückkehrte.

„Ihr alten guten Bekannten meiner Kindheit," sprach der Jüngling zum Himmel blickend, „bleibt mir doch überall getreu. Du prächtiger Arcturus, der du dort über den Alpen stehst, leuchtest ebenso prächtig, wie über dem Moosdache meiner väterlichen Wohnung; du, freundliche Wega, deren Strahl sich im Genfersee bricht, lächelst ebenso mild, wie über den Lindenbäumen der Heimath. Immer und immer wandelt ihr eure himmlischen Bahnen, seit Jahrtausenden den großen Weltbaumeister lobend, während auf dem dunkeln Erdball Alles wandelbar ist, heute aufblüht, morgen abblüht, heute aufgebaut wird, morgen zusammenfällt. Seid mir, himmlische Gestirne, Vorbilder, daß auch ich die mir vorgeschriebene Erdenlaufbahn nach dem Willen und Wunsche unsers gemeinsamen Schöpfers wandle."

Renaud wandelte, in Anschauung der Sternenpracht versunken, langsam das duftende Ufer am

See entlang. Oft blieb er stehen und berechnete den Aufgang dieses und jenes Sternes, was zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte, wenn er Nachts unter dem Sternenhimmel dahin wandelte. So war er eine Zeitlang dahin geschritten, als er an eine Art Altan gelangte, der über den See hinaus gebaut war und von welchem Orte aus man am Tage eine wundervolle Aussicht über die blaue Spiegelfläche genoß. Als er näher kam, bemerkte er auf diesem Altan eine Gestalt in einen Mantel gehüllt, welche gleichfalls in Anschauung der Sterne versunken schien. Renaud, welcher den nächtlichen Beobachter in seinen Betrachtungen nicht stören wollte, ging, einen guten Abend wünschend, vorüber. Die Gestalt, welche bemerkt hatte, daß Renaud wiederholt am Ufer stehen geblieben, und den Himmel beobachtet hatte, erwiederte kurz den guten Abend und frug zugleich: „Gut Freund, Ihr scheint am Himmel bewandert, kennt Ihr diesen Stern da, der so glänzend über dem See steht?"

Renaud, der zu nichts bereitwilliger war, als wenn er Jemanden am Himmel Auskunft zu ertheilen vermochte, kehrte sofort um, und trat auf den Altan. Die tief im Mantel gehüllte Gestalt

zeigte mit der Hand nach einem glänzenden Sterne, der fast mitten über dem See stand.

„Das ist die Capella," belehrte Renaud, „einer der schönsten Sterne des nördlichen Himmels, zugleich der einzige Firstern erster Größe, der unter unsern Breitegraden nie untergeht."

„Dieser Stern ginge nie unter?" frug die Gestalt.

„Nein," fuhr Renaud fort, „er steht unter allen Sternen erster Größe dem Polarstern, um welchen sich der ganze Sternenhimmel scheinbar dreht, am nächsten."

„Welches ist der Polarstern?"

„Gleich hier oben steht er," sprach Renaud mit der Hand nach dem Himmel zeigend. Er ist zweiter Größe und sehr leicht zu finden, wenn man durch die beiden letzten Radsterne des sogenannten Himmelswagen in Gedanken nach Norden eine Linie zieht."

„Wie viel Sternen-Größen giebt es?"

„Wer sich eines scharfen Auges zu erfreuen hat," erwiderte Renaud, erblickt sie in unserer Atmosphäre bis zur sechsten Größe."

„Wie viel Sterne erblickt man da?"

„Gegen dreitausend?"

„In Aegypten müssen mehr am Himmel stehn," sprach die Gestalt.

„Allerdings," gab Renaud zur Antwort, „je südlicher die Atmosphäre, desto durchsichtiger wird sie. Es ist daher leicht möglich, daß man daselbst die Sterne bis zur siebenten Größe erkennt."

„Wie viel Größen giebt es überhaupt."

„Die Astronomen classificiren bis zur zwanzigsten Größe."

„Und die Milchstraße besteht auch aus Sternen?"

„Seit es dem großen Herschel gelungen, die Milchstraße in unterscheidbare Sterne aufzulösen, unterliegt diese frühere Hypothese keinem Zweifel mehr."

„Aus wie viel Sternen besteht die Milchstraße?"

„Soviel uns davon zu Gesicht kommt, aus etwa achtzehn Millionen." Jetzt noch viel mehr!

„Wo steht der Sirius?"

„Dort, kaum eine Hand breit über den Alpen. Er ist im Untergehen begriffen."

„Das ist der nächste Fixstern?"

„Die Astronomie ist hierüber noch im Unge-

wissen. Sein strahlender Glanz spricht dafür; aber Gewißheit ist nicht vorhanden, da es bis jetzt noch nicht gelungen ist, die Entfernung der Firsterne zu messen."

„Ihr seid Soldat?" frug die Gestalt.

„Sergeant, zweites Bataillon Consulargarde, erste Compagnie."

„Was für ein Landsmann?"

„Aus Saint Marcel, Departement Loire."

„Wo habt Ihr die Astronomie her?"

„Selbststudium. Ueber Saint Marcel lacht fast immer ein prächtiger Sternenhimmel."

„Wie über ganz Frankreich," versetzte der Unbekannte. „Ihr versteht Mathematik?"

„Ein wenig für's Haus," gestand Renaud mit Bescheidenheit.

„Aber Astronomie ist ohne Mathematik nicht möglich."

„Allerdings, ich habe aber in beiden noch viel nachzuholen."

„Was denken die Gardegrenadiere vom bevorstehenden Feldzuge?"

„Daß er zu neuem Ruhme führen wird."

„Aber er wird Strapazen kosten?"

„Je größere Anstrengungen, desto größerer Ruhm," antwortete Renaud.

„Man spricht sogar, es werde über die Alpen gehen?"

„Natürlich, hier im Thale giebt es keine Feinde."

„Aber wird es auch möglich sein, bedenkt über die Alpen?"

„Dem Ersten Consul ist nichts unmöglich."

„Kennt Ihr den Ersten Consul?

„Ich sah ihn nur ein Einzigmal in Paris, aber aus weiter Ferne."

„Wenn er sich diesmal nur nicht verrechnet."

„Bewahre der Himmel, dazu ist's ein zu guter Rechnenmeister."

„Wie ist die Stimmung in Saint Marcel?"

„Begeistert für das Vaterland und den Mann, der an seiner Spitze steht."

„Klagt man sehr über Abgaben?"

„Man erträgt die etwas drückenden Zeiten in der frohen Ueberzeugung auf bessere."

„Die Zeiten werden auch besser werden."

„Das glaub' ich auch, sobald die Feinde Frankreichs besiegt sein werden."

„Frankreich besitzt nicht blos an den Oestreichern und Engländern Feinde.“

„Leider, die Jacobiner, die Royalisten.“

„Giebt es in Saint Marcel dergleichen?“

„In Saint Marcel selbst nicht, aber in der Umgegend sollen einige Royalisten ihr Wesen treiben.“

„Ihre Bestrebungen werden vergeblich sein.“

„Jeder echte Franzose wünscht das von Herzen.“

„Wie sind die Erndteaussichten im Departement der Loire?“

„Sehr hoffnungreich. Lange Zeit gab es keine so reiche Baumblüthe.“

Der Unbekannte hüllte sich tiefer in seinen Mantel.

„Wo liegt Ihr im Quartier?“ fuhr er fragend fort.

„Kein Viertelstündchen von hier, auf dem Landhause des Kaufherrn Bellmont.“

„Seit wie lange?“

„Seit acht Tagen.“

„Habt Ihr Euch in der Gegend umgesehen?“

„Es ist dies eine Lieblingsbeschäftigung, so ich mich einige Zeit an einem Orte aufhalte, mich mit den Localitäten bekannt zu machen.“

„Das ist gut. Kennt Ihr den nächsten Weg nach Chateauneuf?"

„Dem Hauptquartier?"

„Allerdings," antwortete kurz der Unbekannte.

„Ja," sprach Renaud, „dieser führt eine halbe Stunde den See aufwärts, worauf er sich rechts durch ein Birkenwäldchen windet. Ich habe ihn als Ordonnanz zweimal zurückgelegt. Er dürfte indeß in der Nacht schwierig zu finden sein."

„Müßt Ihr beim Retraite im Quartier sein?"

„Ich habe Urlaub."

„Gut, wollt Ihr mich den genannten Weg nach Chateauneuf führen?"

„Gewiß ein Stabsoffizier," dachte Renaud und war gern erbötig, den Führer zu machen. Man verließ den Altan und wanderte längs den Ufern des Genfersees. Der Fremde blieb unermüdlich im Fragen, oft nach den geringfügigsten Umständen. Seine Wißbegierde erstreckte sich bis auf die Schwere der Tornister der Consulargarde, auf die Bekleidung, ob dieses oder jenes Montirungsstück unbequem und beim Marschiren oder Manövriren incommodire, daß Renaud gar nicht be-

griff, wie ein Stabsoffizier solches Interesse an diesen Geringfügigkeiten nehmen könne.

Da Renaud aus einer Aeußerung des Unbekannten vernommen, daß er mit in Aegypten gewesen, so glaubte er auch so frei sein zu dürfen, sich einige Fragen zu erlauben. Diese Fragen mußten aber dem Fremden so überraschend kommen, daß er einen Augenblick stehen blieb.

„Ihr waret selbst in Aegypten?" frug er verwundert.

„Nein!"

„Aber zum Teufel, woher diese Kenntniß?"

„Ich habe über den unsterblichen Feldzug Alles gelesen, was ich darüber zu erlangen vermochte. Freilich wäre mir lieber gewesen, ich hätte selbst dabei sein können. So wollte ich ein Jahr meines Lebens darum geben, könnte ich nur ein paar Tage auf der Insel Elephantine leben."

„Wer wird so leichtsinnig mit dem Leben umgehen," rügte in ziemlich strengem Ton der Unbekannte; „aber warum gerade nach jener Insel?"

„Weil man von ihr aus bereits das Kreuz erblicken kann."

„Was für ein Kreuz?"

„Das schönste Sternbild des Südhimmels."

„Bah," sprach der nächtliche Begleiter, „Ihr habt hier Sterne genug. Ueberhaupt muß sich ein Soldat nicht gar zu viel am Himmel umschauen, er verliert zu leicht die Erde aus den Augen."

„An welcher nicht zu viel verloren ist," bemerkte Renaud.

„Keine krankhaften Phantasieen," zankte von Neuem der Unbekannte, „das überlaßt liebesiechen Weibern."

Trotz seiner wiederholten Rüge schien aber gleichwohl der Fremde lebhaftes Interesse an seinem Begleiter zu nehmen, und als Letzterer im Laufe des Zwiegesprächs ein so lebenvolles Gemälde der Schlacht am Berge Tabor entwarf, als hätte er in Person den Oberbefehl geführt, fuhr unwillkürlich die Hand des Graumantels nach Renaud's Ohre, das tüchtig gezwickt wurde."

„Brav — brav — mein Sohn — morgen mehr," sprach nicht ohne einiges Wohlbehagen der Unbekannte.

Man war jetzt bis in die Nähe der Postenkette gekommen, die um das Hauptquartier von Chateauneuve gezogen war. Der Graumantel, den Mond-

schein benutzend, vermochte sich jetzt zu orientiren und verabschiedete seinen Führer.

„Meldet Euch morgen beim General Marmont, er wird Euch zu mir führen, wir haben noch mehr zu sprechen.“

Mit diesen Worten wandte sich der Graumantel und schritt rasch der Postenkette zu, ohne daß es Renaud gelungen wäre, seines vom Mantelkragen bedeckten Antlitzes ansichtig zu werden. Er kehrte raschen Schrittes nach seinem Standquartier zurück und ahnte nicht, daß er dem Ersten Consul der französischen Republik als Führer gedient hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Anstalten, welche man zur Fortschaffung des Materials, das für die Armee zum Uebergange über die Alpen gebraucht wurde, traf, waren großartig. Die Leitung dieser äußerst schwierigen Unternehmung war den Generalen Marescot, Marmont und Gassendi übertragen.

Vermittelst des Genfersees wurden unermeßliche Vorräthe von Getreide, Zwieback und andern Lebensbedürfnissen nach Villeneuve geschickt. Man vertheilte bedeutende Summen Geldes an die Bewohner jener Gegend, um diese kräftigen Natursöhne zu gewinnen, daß sie rüstig Hand anlegten. Vermittelst hoher Taglöhne hatte man alle Leiterwagen, alle Maulthiere aus einem weiten Umkreise gemiethet. Mit ihrer Hülfe wurden die ungeheuren Vorräthe von Villeneuve nach Mar-

tinach und von da nach Sanct Peter gebracht, welches am Fuße des großen Alpenpasses gelegen war. Desgleichen wurde Schlachtvieh in großen Heerden hierher getrieben. Artillerie und Munitionswagen wurden ebenfalls hierher dirigirt. Eine am Fuße des Passes in Sanct Peter aufgestellte Handwerkscompagnie hatte die Aufgabe, die Geschütze auseinander zu nehmen und die Lafetten in Stücken zu zerlegen, nachdem man letztere zuvor mit Ziffern bezeichnet hatte. Sämmtliche Lafetten sollten vermittelst Maulthieren über die Gebirge gebracht werden. Für die Kanonenröhre hatte man Rollschlitten herbei geschafft, die in Auxonne angefertigt worden waren. Die Munition für die Artillerie und Infanterie hatte man in kleine Kisten gepackt, um sie ebenfalls vermittelst Maulthieren fortzuschaffen. Eine zweite Handwerkscompagnie mit Feldschmieden sollte mit der ersten Division über die Gebirge gehen, im Dorfe Sanct Remy, wo die Straße wieder fahrbar wird, ihre Feldschmieden aufschlagen, um die Munitionswagen und Geschütze wieder zusammenzusetzen und die Kanonen auf die Lafetten zu bringen. Außerdem folgte der Armee auch noch eine Pontonier-

Compagnie, die zwar kein Material zum Brückenbau mit sich führte, aber die Bestimmung hatte, die erste Brückenequipage, die man erobern würde, nach Kräften zu verwenden.

Bedeutende Summen waren überdies verwendet worden, die Mönche auf dem Hospiz des großen Sanct Bernhard in den Stand zu setzen, sich mit Wein und Brod und andern Lebensmitteln reichlich zu versehen, um den in Eis und Schnee dahin ziehenden Colonnen einen Imbis und Labetrunk zu verabreichen. In Sanct Peter und Sanct Remy wurden Spitäler errichtet, um die bei dem Uebergange Krankgewordenen und Verunglückten aufzunehmen.

Der Erste Consul war nach Lausanne gereis't, wo er genaue Musterung der Truppen hielt und sie durch feurige Anreden für das unsterbliche Unternehmen begeisterte. Bei dieser Musterung ging man so genau und mit solcher Sorgfalt zu Werke, daß jeder einzelne Infanterist und Cavallerist von Kopf bis Fuß besichtigt und untersucht wurde. Was noch an Schuhwerk, Monturstücken und Waffen fehlte, ward hier aus den besonders für diesen Zweck errichteten Magazinen geliefert. Bonaparte

trieb die Sorgfalt so weit, daß er bei Sanct Peter eine eigene Sattlerwerkstatt errichtete, welche für die Ausbesserung der Artilleriegeschirre zu sorgen hatte. Wegen dieser letztgenannten Anstalt hatte Bonaparte eigenhändig mehre Briefe geschrieben, in welchem er auf die geringfügigsten Gegenstände aufmerksam machte. Für das Genie giebt es nichts in der Welt, was nicht der Beachtung werth wäre.

Um die zu große Anhäufung von Truppenmassen zu vermeiden, wurden die Soldaten vom Jura bis zum Fuße des Sanct Bernhard staffelförmig vertheilt. Bonaparte selbst befand sich in einem Bernhardinerkloster zu Martinach, von wo er alle Fäden der großen Unternehmung in der Hand hielt und weise leitete. Während er aber sein Hauptaugenmerk den Colonnen zuwendete, die dies Gebirge überschreiten sollten, verlor er Paris, das Innere von Frankreich und die übrigen Armeen der Republik nicht aus den Augen. Sein Briefwechsel war unermeßlich, täglich langten Couriere und Staffetten an, welche ihn von Allem in Kenntniß unterhielten, was auf dem Welttheater vorging. Täglich entsendete er Bo-

ten, die seine Befehle aus dem einsamen Kloster in den Alpen bis an die Pyrenäen, nach Holland und Deutschland trugen.

Die Lichter in dem Cabinet des großen Mannes waren tief herabgebrannt; tiefe Finsterniß war herabgesunken, und heimlich tobte der Frühlingssturm um das alte Kloster; die Klosterglocke hatte längst die Mitternachtsstunde verkündet und noch immer dachte Bonaparte an keine Ruhe. Noch immer schritt er, die Hände auf dem Rücken, das kleine Gemach auf und nieder, seinem zum Tode ermüdeten Secretair eine Depesche nach der andern dictirend; da tönte Hufschlag im Klosterhofe und bald darauf trat leis auftretend der Leibmameluk in's Zimmer.

„Ein Bote aus Ligurien," meldete er mit gedämpfter Stimme.

„Aus Ligurien," rief Bonaparte hastig auffahrend, „soll augenblicklich erscheinen."

Wirklich stand auch gleich darauf eine untersetzte Gestalt in Mönchsgewand vor dem Ersten Consul. Die Gestalt schlug die Kapuze zurück und das bärtige Antlitz eines Kriegers kam zum Vorschein.

„Ah Franzeschi," sprach der Oberfeldherr hastig, „rasch, wie steht's in Genua? Hält sich Massena? Was unternimmt Melas?"

„Das Elend," lautete der keineswegs freudige Bericht, „hat einen so hohen Grad erreicht, daß es fast nicht mehr zu ertragen ist. Massena thut das Möglichste, die halbverhungerte Armee leistet noch immer das Außerordentlichste — aber ihr Geschick hängt fast nicht mehr an Wochen, nur an Tagen. Massena selbst glaubt nicht mehr, sich nur zwei Wochen noch halten zu können."

„Und Melas?" drängte der Erste Consul, dem an den Bewegungen des östreichischen Feldherrn vor Allem gelegen schien.

„Melas," berichtete Franzeschi, „ist noch immer in der höchsten Täuschung befangen, glaubt noch immer an keine französische Diversion in seinem Rücken und hat sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet, Genua zu erobern und die Barbrücke zu stürmen."

Bonaparte, der sich einen Augenblick auf einem Sessel niedergelassen, sprang bei diesen Worten heftig auf.

„Bourienne,“ rief er, „schreibt augenblicklich an Lannes, daß er vorrücken soll.“

Hierauf wandte er sich wieder zu dem Kundschafter und erkundigte sich eines Weitern über die Zustände von Genua und der ligurischen Armee überhaupt.

Franzeschi entwarf jetzt ein ausführliches Gemälde über die Leiden und Entbehrungen der Franzosen in Italien, daß Bonaparte wiederholt zu dem Ausrufe: „Moreau, Moreau“, welchem General er die Verzögerung der Alpenexpedition Schuld gab, gezwungen ward.

„Und wie seid Ihr für Eure Person so glücklich durchgekommen?“

„Mit Hülfe dieser Verkleidung ist es mir gelungen, mitten durch die vom Feinde besetzten Gegenden zu gelangen.“

Der Erste Consul sprach seine besondere Zufriedenheit dem so geschickten Kundschafter aus, worauf er sofort die weitern Befehle ausfertigte, welche die Armee über die Alpen führte.

Bereits die nächste Mitternacht, vom vierzehnten zum funfzehnten Mai setzte sich der heldenkühne General Lannes an der Spitze der Avantgarde

von Sanct Peter aus in Bewegung. Man wählte zum Aufbruch die erste Tagesstunde, um dem gefährlichen Zeitpunkt zuvorkommen, wo die Sonne den Schnee geschmolzen und Berge von Eis auf das Haupt der verwegenen Wanderer herabwälzt. Acht Stunden bedurfte man, um das Hospiz des Sanct Bernhard zu erreichen und anderweit zwei Stunden, um von da abwärts nach dem Dorfe Sanct Remy zu gelangen. Durch den frühzeitigen Aufbruch erhielt man also Zeit, den Uebergang zu bewerkstelligen, ehe die von der Sonne geweckten Lawinen in die Tiefe zu stürzen begannen. Die Avantgarde bestand aus sechs Regimentern der auserlesensten, trefflich bewaffneten Truppen. Unter fröhlichem Gesange setzten sich diese Italien erobernden Colonnen in Bewegung. Jeder Soldat hatte schwer zu tragen. Er war bepackt mit Zwieback auf mehrere Tage und mit einer überreichen Anzahl Patronen. Nichtsdestoweniger erklomm man freudigsten Muthes die steilsten Pfade. Rings gähnten Abgründe; überall nichts als himmelhohe Eisfelsen und schneeumstarrte Einöden. Man hörte deutlich die Schritte der Soldaten auf dem hartgefrornen Schnee von

den Felsenwänden wiederhallen. Kein lebendes Wesen ließ sich blicken, Alles erstorben, todt und schweigsam; nur daß sich zuweilen ein Alpenadler, von den vordringenden Colonnen aufgeschreckt, mit gewaltigen Fittigen in die Lüfte hob. Die Soldaten begrüßten diese Adler als Vorboten künftiger Siege; und während oft die eisige Kälte die Glieder erstarren machte, träumte man von nichts als den lachenden sonnigen Thälern Italiens, von den Goldorangen und seidenen Lüfter, wodurch man sich die grauenhafte, eisumstarrte Gegenwart zu mildern suchte.

Weniger beschwerlich war der Marsch der Infanterie, desto gefährlicher aber die Beschwerden der Reiter. Sie konnten von ihren Pferden keinen Gebrauch machen, sondern mußten dieselben auf den schmalen von unergründlichen Abgründen umgebenen Fußsteigen im Zügel hinter sich führen. Bergaufwärts war die Gefahr weniger groß, aber bergab schwebte der Reiter jeden Augenblick in Gefahr durch einen Fehltritt seines Rosses in den Abgrund gerissen zu werden. In der That kamen auch dergleichen Unfälle vor. Mehre Rosse wurden von dem Abgrunde verschlungen, während —

ein wahres Wunder — nicht ein einziger Cavalerist auf diese Weise um's Leben kam.

In tiefer Dunkelheit zog man dahin. Als der Morgen graute, erreichte man das gastliche Hospiz wo der Erste Consul für Erquickung hinlänglich gesorgt hatte. Die menschenfreundlichen Mönche hatten die zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen, den vorüberziehenden Colonnen, die nur kurze Zeit Rast hielten, einen Imbis und Labetrunk darzureichen. Welch' ein Frühstück auf den eisumstarrten Höhen des Sanct Bernhard. Man klang die Becher an einander und ließ im Morgengrauen die Republik leben und den Ersten Consul. Die Musiker stimmten vaterländische Lieder an und gestärkt an Leib und Seele, zog man singend weiter als ging's zu einem Hochzeitfeste.

Ohne weitern Unfall erreichte man nach nicht zu langem Marsche Sanct Remy. Der General Lannes nahm sogleich zweckmäßige Stellung und traf Anstalt zum Empfange der übrigen Divisionen.

Es war die Veranstaltung getroffen, daß jeden Tag eine Division den Sanct Bernhard überschreiten sollte. Außerdem handelte sich's um den Transport der Lebensmittel und der Munition. Maul-

thiere mit kleinen Kisten beladen, beförderten beide so nothwendige Gegenstände über das Gebirge. Bei den ungeheuren Vorräthen fehlte es aber alsbald an den erforderlichen Maulthieren, obschon man in der Gegend weit und breit Geld mit vollen Händen ausgestreut hatte, um von diesen so unentbehrlichen Lastthieren so viel wie möglich zusammen zu bringen. Der Transport der Lebensmittel und Munition ging darum ziemlich langsam von Statten. Als man endlich damit zu Stande, wurde an die Fortschaffung der Artilleriegegenstände Hand angelegt. Munitionswagen und Lafetten waren auseinander genommen worden und deshalb leicht transportirbar; aber die Weiterschaffung der Kanonenläufe, namentlich der Zwölfpfünder und Haubitzen, deren Last sich nicht theilen ließ, bot neue Schwierigkeiten dar. Die für den Transport der Kanonenläufe angefertigten Rollschlitten erwiesen sich durchweg untauglich. Man mußte auf andre Mittel bedacht sein und fand solche, indem man Fichtenstämme in zwei Hälften spaltete, letztere aushöhlte, und in je zwei einen Lauf dazwischen band. In dieser Ueberkleidung konnten diese Röhren ohne Beschädigung durch die Schluchten ge-

schleift werden. Durch die Umkleidung der Fichtenstämme waren sie vollkommen geschützt. Vor dieses seltsame Fuhrwerk wurden Maulthiere gespannt, welche es bis auf die Höhen der Berge schleiften. Weit schwieriger war aber der Transport in die Tiefe. Dieser war wegen der Abschüssigkeit blos durch Menschenhände zu bewerkstelligen, und zwar nicht ohne die größte Gefahr. So wie einer der schweren Läufe nicht mit aller Vorsicht im Gleichgewicht erhalten wurde, entriß er sich der Menschenhand und rollte, Alles was sich in dem Wege fand, mit fort nehmend, durch keine Macht aufhaltbar, lawinenartig in die Tiefe. Den Landleuten, die man weit und breit umher aufgeboten hatte, wurde für jedes Kanonenrohr, das sie von Sanct Peter nach Sanct Remy schaffen, tausend Franken geboten. Um einen Kanonenlauf auf die Höhe zu bringen, bedurfte es einen ganzen Tag, und von der Höhe hinab, wiederum einen Tag. Außerdem hatten hundert Menschen mit solchem Transport vollauf zu thun.

Es war gelungen, einige hundert Landleute zusammen zu bringen, welche sich des mühsamen und gefährlichen Geschäfts unterzogen. Doch

schreckten sie bald vor den ungeheuern Anstrengungen zurück, und kein Geld, das man ihnen in reichem Maaße bot, konnte sie bewegen, das Werk zu vollenden. Sie liefen sämmtlich auf und davon, und keine Belehrungen und alle Versprechungen der ausgeschickten Offiziere vermochten sie zurück zu bringen. So war man gezwungen, zu den Soldaten, die unter großen Beschwerden kaum ihre eigene Person über das Gebirge zu bringen vermochten, Zuflucht zu nehmen. Sofort erklärte jede Truppenabtheilung, daß sie gern bereit sei, ihre Kanonen fortzuschaffen. Um sie anzufeuern, versprach man den Soldaten dieselbe Belohnung, die den Bauern geboten worden war. Die hochherzigen Krieger wießen aber jede Belohnung zurück und erklärten, es sei Ehrensache für jede Truppe, ihre Kanonen zu retten. Abtheilungen von hundert Mann, die der Reihe nach aus den Gliedern traten, bemächtigten sich der verlassenen Geschütze und zogen abwechselnd. Wenn die Kräfte der Krieger bei dieser anstrengenden Arbeit zu ermatten drohten, oder wenn es bei gefährlichen Stellen galt, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, ließen die Musikbanden ihre belebenden Klänge

ertönen und die dem französischen Nationalcharakter so eigenthümliche Lebendigkeit gewann wieder die Oberhand, und das, was man für unausführbar gehalten, wurde in's Werk gesetzt. Wieder erquickte man sich an den gedeckten Tischen in dem Klosterraum des Sanct Bernhard und trat mit derselben Beharrlichkeit, wie man bergauf gekommen, den ungleich beschwerlicheren und gefahrvolleren Weg nach der Tiefe an. So sah man mehre Divisionen ihre Geschütze selbst mit sich schleppen, und als es einmal zu spät wurde, noch am selben Tage den Berg hinabzusteigen, bivouakirte man lieber im Schnee, als das man sich von seinen Kanonen getrennt hätte.

Innerhalb der Tage des sechszehnten, siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Mai bewegten sich die Divisionen ohne Unterlaß mit Lebensmitteln, Schießbedarf und Artillerie über die Alpen.

Während des Uebergangs befand sich für seine Person der Erste Consul beständig in Martinach, von wo aus er die weltgeschichtliche Unternehmung leitete, während General Berthier an der andern Seite des Berges beschäftigt war, die auseinander

genommenen Geschützstücke wieder zusammenzusetzen. Lannes erhielt vom Ersten Consul den Befehl, sobald er seine Divisionen und einige Kanonen beisammen, nach den Ausmündungen des Gebirges vorzugehen und dieselben zu besetzen. Er sollte die Stadt Ivrea nehmen und auf diese Weise den Eingang in die Ebene von Piemont sichern. Der tapfre General rückte nach Aosta vor, wo er einige Kroaten vorfand, die zurückgeworfen wurden. Von hier aus wendete er sich nach Chatillon, wo er ein Bataillon Oestreicher auseinandersprengte und zahlreiche Gefangene machte.

Munter marschirten die französischen Soldaten vorwärts und lauter Jubel erklang in die Lüfte, als die laubüberzogenen freundlichen Wohnungen, die üppiger gedeihende Vegetation und die milde Luft die Nähe des schönen Italiens anzeigten. In der heitersten Stimmung bewegten sich die Colonnen, als plötzlich die Avantgarde Halt machte, und Adjutanten und Ordonnanzoffiziere hin und wieder sprengten.

Die Gegend war wieder rauher geworden, das schöne Thal rückte zusammen und mündete in eine Schlucht, welche durch ein Fort vertheidigt wurde,

das von Kanonen starrte. Es war dies das Fort Bard, welches bereits von Offizieren, die dieser Gegend kundig, als ein Hinderniß bezeichnet worden war. Da man aber in Hinblick auf den Uebergang über die Alpen ein einzelnes Fort weiter für kein Hinderniß erachtet hatte, so war darauf weiter keine Rücksicht genommen worden. Jetzt, in der Nähe besehen, erschien jedoch dieses Hinderniß unüberwindlich. Ingenieuroffiziere wurden vorgeschickt, welche eine genaue Recognoscirung vornahmen. Sie kehrten zurück und erklärten, daß ohne Wegnahme dieses Forts die Thalschlucht unpassirbar sei.

Als die Offiziere dem General Lannes diesen Bericht erstatteten, verfinsterte sich seine Stirn sichtbar.

„Die Division Lannes," rief er, „wird sich in ihrem Zuge von ein paar feindlichen Kanonen nicht aufhalten lassen. Auf, Grenadiere, vor."

Sofort setzten sich zwei Grenadierbataillone in Bewegung; sie drangen mit gefälltem Bayonnett in den Flecken Bard ein, welcher von dem Fort, das hoch oben wie an den Felsen geklebt war, mit

Kugeln und ~~Haubitzen~~ überschüttet wurde. Die Division Lannes blieb außerhalb des Flecken stehen. Es ergab sich jetzt unwiderleglich, daß die Straße, die man marschiren mußte, von den feindlichen Batterieen der erstern bestrichen wurde, daß es keine Möglichkeit war, hier das Material für die Armee vorüber zu bringen.

Abermaliger Kriegsrath. Berthier, nach welchem man geschickt hatte, eilte herbei und erkannte mit Schrecken die ungeheure Gefahr. Der General Marescot wurde nochmals vorgeschickt, die Einnehmbarkeit des Forts zu untersuchen. Er kehrte zurück und erklärte es für uneinnehmbar, nicht sowohl wegen seiner Bauart, die mittelmäßig sei, wohl aber wegen seiner abgesonderten Lage auf hohem Felsen. Letzterer war so steil, daß an eine Ersteigung nicht zu denken, und in die Mauern der Festung konnte nicht Bresche geschossen werden, weil sich kein Standpunkt auffinden ließ, wo man eine geeignete Batterie hätte aufstellen können.

„Wohlan," rief Berthier, „so bleibt nichts übrig, als daß wir versuchen, ein paar Geschütze von leichtem Kaliber auf eine der benachbarten Höhen zu bringen."

Er bezeichnete zugleich die Stelle, auf einem der in der Nähe befindlichen Berge.

Mit unglaublicher Anstrengung wurden hier zwei Vierpfünder und selbst zwei Achtpfünder aufgestellt. Sie eröffneten sofort ihr Feuer, konnten jedoch dem Fort und seinen Felsenmauern keinen bedeutenden Schaden zufügen. Der Feind erwiderte das Feuer und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er eins der französischen Geschütze demontirte.

Mit finsterem Schweigen beobachtete General Marescot geraume Zeit die vergeblichen Anstrengungen der französischen Batterie.

Er ritt zum Generalstabe zurück.

„Wenn wir nicht sofort das völlig unnütze Feuer einstellen," sprach er, „sind unsre Kanonen binnen einer halben Stunde demontirt."

Berthier kaute in halber Verzweiflung an den Nägeln, wie das seine Gewohnheit war und wußte keinen Rath. Er schickte sofort einen Eilboten an den Ersten Consul, welcher sich noch immer im Bernhardinerkloster in Martinach befand, wo er den Uebergang des letzten Materials über den Sanct Bernhard persönlich leitete. Die ganze Bewegung gerieth in's Stocken.

Siebentes Kapitel.

Der Glückstern Renaud's hatte in jener Nacht, wo er mit dem Unbekannten am See zusammentraf, wunderbar geleuchtet. Er hatte den Ersten Consul nach dem Hauptquartier geleitet und stand am folgenden Morgen vor demselben.

„Ich darf mich nicht undankbar erweisen für den Dienst," sprach Bonaparte zu Renaud, der, als er den Ersten Consul erkannte, vor freudigem Schreck in die Erde zu sinken vermeinte, „den Ihr mir gestern Nacht erwiesen. Es ist mir lieb, daß Ihr Euch in einer Gegend leicht zurecht zu finden wißt, und darum einen guten Führer abgebt. Solche Leute brauch' ich im Hauptquartier. Ihr dient mir von jetzt als Lieutenant und Ordonnanz. Geht zu Berthier, welcher das Weitere besorgen wird."

Ehe noch Renaud seinen Dank zu stammeln vermochte, machte Bonaparte das Zeichen der Entlassung.

„Schon gut,“ sprach er mit der Hand winkend, „dankt mir durch treuen Dienst und pünktliche Ausführung meiner Befehle.“

Wie berauscht verließ Renaud das Gemach des großen Feldherrn. Bereits nach drei Tagen befand er sich neu equipirt als Ordonnanzoffizier im Hauptquartier des Ersten Consul. Von Martinach aus erhielt er Befehl, sich nach dem Hospiz des Sanct Bernhard zu begeben und dafür zu sorgen, daß daselbst alle Vorkehrungen zur Bewirthung der Truppen getroffen würden.

Er hielt sich zwei Tage lang in diesem hoch über den niedern Erdenleben gelegenen Kloster auf. Die paar freien Stunden benutzte er zu kleinen Ausflügen in die Umgegend. Nirgends bietet die Natur wohl einen großartigern Anblick dar als in diesem Felsenkessel, in welchem das Kloster des Sanct Bernhard gelegen. Rings herum himmelanstrebende Berge mit ewigen Schnee bedeckt und im Hintergrunde noch höhere Felsenmassen, deren Gipfel nie eines Sterblichen Fuß betreten. Fürwahr, wer

in diesem Kloster geboren und nie aus diesem Felsenlabyrinthe herausgekommen, wird es nicht für möglich halten, daß es grüne sonnige Thäler, mit Blumen gestickt, geben könne. Er müßte sich für bezaubert halten, wenn er aus seiner traurigen Einöde, aus dem ewigen Winter in den Frühling herabstiege.

Renaud hatte sich ziemlich weit vom Kloster entfernt und war dem Wege gefolgt, den die französischen Colonnen einzuschlagen pflegten. Nach seiner Berechnung mußten neue Truppen im Anzuge sein. Er lauschte, aber Alles blieb still. Nirgends war eine Spur von einem menschlichen Wesen zu entdecken. Renaud war bis an eine Stelle vorgedrungen, wo der Weg hart am Felsen sich hinwand und kaum eine Breite von drei Fuß hatte, während auf der einen Seite der fürchterlichste Abgrund gähnte.

„Sollte man es für möglich halten," sprach er für sich, „über diesen Fußsteig eine Armee zu führen mit Pferden, Munition und Kanonen, welche bestimmt ist, Italien zu erobern. Fürwahr, nur ein Geist wie Bonaparte konnte solch einen Gedanken fassen und nur ein großer Charakter, wie

der keine ist im Stande, das Riesenwerk auszuführen."

„Daß bis jetzt nicht mehr Unglücksfälle vorgekommen sind," fuhr er in seiner Betrachtung fort, „ist mir ein Räthsel; und man wird diesen Uebergang allezeit für ein Wunder halten."

Durch die lautlose Stille — es war als wenn die Natur den Athem an sich hielt — tönte jetzt ein Geräusch, welches Renaud bald nicht zweifelhaft ließ, daß eine neue Colonne im Anzuge sei. Er drang weiter vor und gewahrte alsbald in ziemlicher Ferne, wie sich eine lange Reihe hintereinander schreitender Gestalten an den Felsenwänden entlang schlich. Die Vordersten kamen immer näher und bald konnte Renaud die einzelnen Stimmen vernehmen. Plötzlich ward ein Schrei vernommen und die ganze lange Reihe der mühsam Dahinschreitenden gerieth in's Stocken. Man drängte vor und rückwärts und lief hierdurch in Gefahr, sich einander in den Abgrund zu stoßen. Vergebens mahnten die Stimmen der Offiziere zur Ruhe und Besonnenheit.

„Da ist ein Unglück passirt," rief Renaud und eilte vorwärts.

„Was giebt es?“ frug er, als er bei der Spitze des Zugs angelangt, „ist Jemand in die Tiefe gestürzt?“

„Allerdings,“ war die Antwort, „ein Unteroffizier ist ausgeglitten.“

„Vorwärts, vorwärts,“ drängten die Nachfolgenden, „er ist nicht zu retten.“

„Warum soll er nicht zu retten sein,“ rief Renaud, „Soldaten verlaßt euern unglücklichen Kameraden nicht.“

„Wenn Ihr ihn nicht einen neuen Kopf anzusetzen vermögt und neue Beine und Arme,“ sprach ein alter bärtiger Sapeur, „wird es Euch wenig helfen, wenn Ihr ihn auch herauf zieht. Wer weiß, wie tief der arme Teufel im Abgrunde liegt.“

„Nein,“ rief eine Stimme, die aus einiger Entfernung kam, „er ist nicht ganz in den Grund gefahren. Er hängt an einer Felsenspitze und ruft um Hilfe; eine verzweifelte Situation.“

„Wohlan,“ rief Renaud, „schnell entschlossen, rasch ein Seil, der Arme muß gerettet werden.“

„Hier ist ein Seil,“ sprach der Sapeur, „aber ob es reichen wird, weiß ich nicht.“

„Gebt Euch keine Mühe,“ meinte eine andere

Stimme zu Renaud, „es ist keine Möglichkeit an Ort und Stelle zu gelangen, weil Alles Euch entgegenkommt und der Fußsteig zu schmal ist.“

„Die noch jenseit des Unglückplatzes sich befinden,“ sprach Renaud, „sollen eine kurze Zeit Halt machen, die vorn Marschirenden sollen sich beeilen, damit Platz wird.“

Das Hilfegeschrei des am Felsen über dem Abgrunde Hangenden drang jetzt bis zu Renaud und erfüllte sein Innerstes mit Schaudern.

„Hört ihr den Hilferuf,“ rief Renaud, „eilt euch, eilt euch.“

Die Worte Renaud's wollten anfangs nicht viel Anklang finden. Er erhob daher seine Stimme.

„Im Namen des Ersten Consul,“ gebot er, „ihr befolgt meine Befehle; wollt ihr an euerm Kameraden zu Mördern werden? Seid ihr französische Soldaten?“

Man bemerkte jetzt an den Abzeichen, die Renaud am Rockkragen trug, daß er kein simpler Leutenant, sondern Ordonnanzoffizier des Hauptquartiers war. Dies wirkte, der Eine raunte es dem Andern zu, man beeilte sich und bald war der Fußsteig, der nach der Unglücksstelle führte, frei.

Renaud eilte die Felsenwand dahin und erkannte die schreckliche Lage des Unglücklichen. Dieser hatte krampfhaft eine Felsenspitze umklammert, vermochte jedoch mit den Füßen keinen Anhaltepunkt zu gewinnen, weshalb die specifische Schwere des Körpers seine Lage von Minute zu Minute zu einer Gefahrdrohendern machte. Renaud im Klettern von Jugend auf nicht ungeübt, schlang sich rasch das Seil um den Leib, gab das andere Ende zweien Soldaten, die sich dicht an der Stelle, wo der Unglückliche in der Tiefe um Hilfe rief, befanden, zu halten und ließ sich vorsichtig in den Abgrund. Schon waren die Kräfte des Hinabgestürzten so weit erschöpft, die Arme von dem krampfhaften Umklammern des Felsens so erschlaft, daß jeden Augenblick sein Sturz in die fürchterliche Tiefe zu erwarten stand, als Renaud in Folge eines kühnen Schwungs von der starken Felsenwand herüber bei ihm anlangt.

„Nur Muth gefaßt, Kamerad," sprach er, indem er den Unglücklichen mit beiden Armen umfaßte; zugleich rief er nach aufwärts, daß man langsam anziehe. Die Obenstehenden zogen aus Leibeskräften; so bewegten sich die beiden Körper

langsam in die Höhe. Es währte nicht lange und der Verunglückte war gerettet. Er war aber von dem Schrecken und der übermäßigen Anstrengung dermaßen angegriffen, daß er die Augen geschlossen und in eine Ohnmacht gesunken war. Jetzt erst betrachtete sich Renaud den Mann genauer und erkannte zu seinem höchsten Erstaunen und doch nicht ohne Freude, daß es sein Landsmann Lysiard war, den er gerettet. Welch' wunderbare Fügung der Vorsehung. Lysiard, der Renaud so oft feindlich und heimtückisch entgegengetreten war, mußte in letzterm seinen Retter, seinen guten Engel finden.

Der Ordonnanzoffizier lies sofort den Ohnmächtigen mit möglichster Sorgfalt und Behutsamkeit nach dem Hospiz bringen, während sich überall Jubel ob der heldenmüthigen That Renaud's vernehmen lies.

Der halbtodte Lysiard fand bei den menschenfreundlichen Mönchen des Sanct Bernhard die sorgsamste, liebevollste Pflege. Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, erkundigte er sich sofort mit schwacher Stimme nach dem Namen seines Retters.

„Den Namen kann ich euch nicht mittheilen,"

erwiderte der am Lager des Kranken sitzende Mönch, „so viel ich aber erfahren, ist es einer der Herren Ordonnanzoffiziere des großen Generalstabs.“

„Ist er nicht anwesend?“ erkundigte sich Lysiard, „ich möchte ihm so gern meinen Dank aussprechen.“

„Die Colonne,“ antwortete der Mönch, „mit der Ihr gekommen, ist bereits wieder weiter marschirt. Ich weiß nicht, ob Euer Retter sich dabei befindet.“

Während dieser Worte trat Renaud in's Zimmer, um sich nach dem Befinden seines Landmannes zu erkundigen. So wie aber Lysiard des verhaßten Nebenbuhlers ansichtig wurde, wandte er sein Gesicht abwärts.

Der edle Renaud, von der Himmelslehre unsres Heilandes durchdrungen, du sollst deinem Feinde stets vergeben, nahte sich wohlwollend dem Bette.

Lysiard halb beschämt wegen der That, die er sich in Paris gegen Renaud hatte zu Schulden kommen lassen, halb ergrimmt, daß sein Landsmann so unversehrt der hohen Polizei entkommen, gab durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß er Ruhe wünsche.

Gern ehrte Renaud dieses Verlangen und unterhielt sich nur leise mit dem Krankenpfleger, welchem er die Pflege seines Kameraden mit Wärme anempfahl.

„Ich hoffe," sprach er, „daß er bis zur Ankunft der nächsten Division, die morgen eintrifft, vollkommen hergestellt ist, um seinen Marsch fortsetzen zu können."

In selbem Augenblicke traten der Prior und Kastellan des Klosters in's Gemach, welche Renaud ob seiner so heldenmüthigen That belobten und bewunderten. Hier erst erfuhr der aufhorchende Lysiard, daß es sein Landsmann Renaud, welcher ihn vom augenscheinlichen Tode gerettet.

Achtes Kapitel.

Wieder saß Bonaparte in seinem Cabinet zu Martinach, als abermals ein Eilbote anlangte, welcher die Nachricht von dem verhängnißvollen Ereigniß beim Fort Bard brachte. Es war Renaud, welcher diesen Auftrag vom General Berthier überkommen hatte. Als er eintrat, kam ihm der Erste Consul rasch entgegen.

„Nun," frug er, „wie befinden sich unsre Divisionen. Der Uebergang muß jetzt bewerkstelligt sein."

„Allerdings," berichtete Renaud, „aber der voranmarschirenden Division Lannes hat sich ein Hinderniß in den Weg gestellt, das jedem weitern Vorwärtsschreiten Halt geboten hat."

Die Stirn Bonapartes furchte sich sichtbar.

„Was sprecht Ihr da —?" frug er ziemlich

barsch und ungehalten, „jedem Vorwärtsschreiten Halt gebieten, das ist nicht möglich.“

Renaud theilte jetzt ausführlichen Bericht über die Sachlage mit. Bonaparte hörte aufmerksam zu.

„Wie,“ rief er endlich, „die höchsten Gebirge des Erdballs vermochten uns nicht aufzuhalten und ein einfacher Felsen sollte es können? Nimmermehr.“

Er ging einige Schritte schweigend im Gemach auf und ab.

„Das Fort muß genommen werden,“ fuhr er entschiedenen Tones fort, „und wird es nicht genommen, muß es umgangen werden.“

Wieder eine Pause.

„Kommen übrigens nur,“ sprach der große Feldherr weiter, „unsre Infanterie und Cavallerie und einige Vierpfünder vorüber, so müssen diese nach Ivrea vordringen, welches den Eingang der Ebene beherrscht, und hier warten, bis die schwere Artillerie nachkommt. Bringen wir jedoch die schwere Artillerie nicht vorbei, so müssen wir uns solche von dem Feinde erobern.“

Nach diesen Worten warf er sich über den Kartentisch und untersuchte alle Schluchten, die

irgend eine Möglichkeit darboten, hindurch zu kommen.

„Die Capitaine Antonini und Perillo sollen kommen," rief er, sich wieder erhebend, „sie müssen die betreffenden Oertlichkeiten am besten kennen."

Nach wenig Minuten traten die Gewünschten in's Cabinet. Bonaparte unterhielt sich lange mit ihnen und erkundigte sich nach den unbedeutendsten Fußwegen.

„Ich sehe durchaus keine Gefahr," hob er endlich an, „letztere könnte allein entspringen, falls sich ein feindliches Corps zeigte, uns den Ausgang bei Ivrea zu versperren. Lannes muß daher daselbst eine feste Stellung einnehmen, die nöthigenfalls selbst gegen die schwere östreichische Artillerie gedeckt ist."

„Wenn Lannes," fügte er hinzu, „den Ausgang des Thals gehörig bewacht, dann mag sich ereignen, was da will. Es handelt sich höchstens um etwas Zeitverlust, aber das schadet nichts, da wir mit Lebensmitteln hinreichend versorgt sind. Es bleibt dabei, entweder überwältigen oder umgehen."

Die beiden italienischen Offiziere wurden ent-

lassen. Bonaparte wandte sich zu seinem Secretair Bourienne.

„Schreiben Sie unverweilt an Moncey," sprach er, „daß er nicht länger zögert über den Gotthard zu gehen und an General Chabran, daß er vom kleinen Sanct Bernhard herab nach dem Fort Bard rückt."

Jetzt aber vermochte den Ersten Consul keine Macht der Erde zurückzuhalten in Person das Gebirge zu überschreiten und sich mit seiner Armee zu vereinigen. Noch vor Anbruch des nächsten Tages, es war der zwanzigste Mai, reiste er ab. In seiner Begleitung befand sich der Cabinetssecretair Bourienne, sein Adjutant Duroc und der Ordonnanzoffizier Renaud. Bonaparte ritt bei seinem Uebergange über den Sanct Bernhard auf einem Maulthiere. Gekleidet war er in seinen weltgeschichtlichen grauen Ueberrock. Als Führer diente ein junger Landmann aus der Umgegend. Unterwegs unterhielt er sich viel mit diesem Führer, oft über die unbedeutendsten Angelegenheiten, während in seinem Haupte sich gigantische, welterobernde Pläne wälzten.

„Apropos," frug er den jungen Landmann, „habt Ihr kein Liebchen?"

„O ja," erwiderte der Gefragte, „ein Liebchen hab' ich wohl."

„Nun, warum heirathet ihr Euch nicht?"

Der Führer zuckte mit den Achseln.

„Die Zeiten sind zu bös," sprach er, „und Liesli ist arm."

„Wie viel braucht ihr wohl, um einen Hausstand gründen zu können?" frug der Erste Consul.

Der junge Landmann nannte eine sehr bescheidene Summe.

„Wenn wir diese hätten," meinte er, „wäre ich und mein Liesli die glücklichsten Menschen auf Gottes Erdboden."

Bonaparte brach diesen Gegenstand des Gesprächs ab und unterhielt sich mit einigen Offizieren, die er eingeholt hatte. Endlich gelangte man in die Nähe des Hospizes auf dem Sanct Bernhard.

Der Erste Consul hielt plötzlich sein Maulthier an und schaute sich in dem wilden Felsgeklüfte um. Dann wandte er sich nach den zehn Schritte entfernt reitenden Renaud.

„Wo war denn die Stelle, Dormans, wo Ihr den verunglückten Unteroffizier herausgeholt habt?"

Der Ordonnanzoffizier horchte hoch auf bei dieser Anfrage. Er begriff nicht, wie Bonaparte von der Errettung Lysiard's Kenntniß haben konnte.

Da man sich in der Nähe der unglücklichen Stelle befand, ward es Renaud leicht die gewünschte Auskunft geben zu können. Bonaparte betrachtete den hervorspringenden Felsen in der Tiefe, von welchem Renaud seinen Landsmann heraufgeholt.

„Eine brave That," lobte der Erste Consul, Düroc erinnert mich daran, wenn wir in Italien sind."

Endlich erreichte man das Hospiz. Die Mönche hatten Alles nur Mögliche aufgeboten, den berühmten Feldherrn so würdig wie möglich zu empfangen.

Kaum war Bonaparte abgestiegen und in den festlich geschmückten Speisesaal des Klosters getreten, als er ein Stück Papier hervorzog, darauf schrieb, es siegelte und seinem zeitherigen Führer mit der Weisung übergab, dasselbe pünktlich in Martinach dem Armeeintendanten vorzuzeigen. Der

junge Landmann versprach es und überreichte am folgenden Tage das Billet dem bezeichneten Offizier, worauf er zu seinem nicht geringen Erstaunen und freudigem Schreck, die Summe ausgezahlt erhielt, die er sich so gewünscht, um mit seinem Liesli einen Hausstand begründen zu können. Jetzt erfuhr der Glückliche erst, welchen großen Mann er über das Gebirge geführt hatte.

Nachdem Bonaparte den Sanct Bernhards Mönchen für die gastliche Aufnahme, die sie seiner Armee und ihm gewährt, gedankt und ein bedeutendes Geschenk zurückgelassen hatte, trat er die Weiterreise an. Das Hinabsteigen von den unwirthlichen Höhen in die Tiefe ging sehr rasch von Statten, indem sich der Erste Consul nach der Landessitte auf den Schnee fortgleiten ließ. Noch am selbigen Tage, wo er das Sanct Bernhardkloster verlassen, erreichte er Etroubles, von wo er, nachdem er für den Artilleriepark und für die Lebensmittel noch Sorge getragen, den nächsten Morgen nach Aosta abging und von hier, nach dem verhängnißvollen Bard. Er unternahm auf der Stelle, von Lannes, Berthier und Marescot begleitet, eine Recognoscirung der gefährlichen

Stelle, worauf er zurückkehrte und einen Kriegsrath abhielt, welchen die erfahrendsten Offiziere beiwohnten.

„Es bleibt uns nichts übrig," begann der Erste Consul, nachdem man über die unterschiedlichen Fußwege gesprochen, die über das Gebirge führten, „als daß wir den Fußweg von Albaredo ausbesbessern und Infanterie und Cavallerie auf diesem Pfade hinüberführen. Aber, meine Herren, die Kanonen, die Kanonen!?"

Hierauf befahl er dem General Lecchi sofort aufzubrechen und in das Thal der Sesia einzudringen, welches in der Nähe des Simplon und des Lago Maggiore seinen Ausgang hat.

„Wir müssen," sprach der große Strateg, „den Weg über den Simplon freimachen und den von dort herabkommenden Colonnen die Hand reichen. Zugleich müßt Ihr, General Lecchi, diese Gelegenheit benutzen, alle für Fuhrwerk brauchbaren Wege auszukundschaften."

Bonaparte wandte sich zu General Marescot.

„Wie weit schätzen Sie die Feuerlinie," frug er, „die wir am Fort Bard zu passiren haben?"

„Zwei bis dreihundert Toisen," antwortete der General.

„Das ist wenig," meinte der Erste Consul, „aber für uns doch zu viel. Doch bevor wir zum Aeußersten schreiten, wollen wir das Näherliegende versuchen, Lannes schicket einen Parlementair an den östreichischen Commandanten, und laßt ihn zur Uebergabe auffordern. Es wird ein vergeblicher Schritt sein, aber er darf nicht unterlassen werden. Wenn, wie ich nicht zweifle, der Commandant ein Mann von Ehre ist, wird er die Uebergabe verweigern."

Wie Bonaparte vorausgesehen, so geschah es. Es erfolgte eine ablehnende Antwort. Obschon der Erste Consul diese Antwort erwartet hatte, siegte doch einen Augenblick sein aufbrausender Charakter.

„Wohlan," rief er, „so wagen wir einen Sturm, Leitern her, Grenadiere vor!"

Sofort wurden Anstalten zum Sturm getroffen. Bonaparte ordnete selbst die Colonnen und leitete den Angriff. Man versuchte die äußerste Umwallung des Forts mit Leitern zu ersteigen. Es war vergebens. Nachdem man eine Anzahl

tapferer Grenadiere und einen vortrefflichen Offizier verloren, sah der Erste Consul die vergebliche Mühe, die man sich hier gab, ein. Man brachte schmerzliche Opfer, ohne das geringste Resultat zu erzielen.

Die Trommeln wirbelten; die Stürmenden zogen zurück und Bonaparte verwandte jetzt seine ganze Thätigkeit auf Herstellung des Fußsteigs von Albaredo. Funfzehnhundert Arbeiter wurden abgeschickt, den Fußsteig einigermaßen für die Truppen passirbar zu machen. Allzuschmale Stellen, wo der Pfad vielleicht blos für einen Menschenfuß Raum hatte, wurden durch Aufschüttungen breiter gemacht; wo der Pfad steil bergauf ging, mußten Stufen in den Fels gehauen werden, damit die Füße der Aufwärtskletternden einen Anhaltepunkt gewannen. Ueber schwer zu überschreitende Schluchten wurden Baumstämme gelegt. So bewegte sich die französische Armee, Infanterie und Cavallerie, die ihre Pferde am Zügel führten, Mann für Mann hintereinander den gefährlichen Pfad entlang. Der östreichische Commandant des Fort Bard, welcher vermittelst eines Fernrohrs alle Bewegungen der Franzosen genau beobachtete,

glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er einen Theil der ungeheuern Menschenkette überschaute, die in einiger Entfernung über die Gebirge zog, ohne, daß er mit seinen Feuerschlünden diesen kühnen Marsch im Geringsten verhindern konnte. Er schrieb sofort an den Baron Melas, daß so eben eine ganze französische Armee, Infanterie und Cavallerie über die Berge ziehe, ohne daß er derselben Hinderniß in den Weg zu legen vermöchte. Jedoch bürge er mit seinem Kopfe, daß der Feind kein Stück Geschütz über's Gebirge bringen solle.

Der Erste Consul machte jetzt den verwegenen Versuch, zur Nachtzeit, von der Dunkelheit begünstigt, ein Geschütz bei dem Feinde vorüber zu bringen. Es war Mitternacht, tiefe Finsterniß war herabgesunken, als sich ein Achtpfünder von dreizehn Kanonieren gezogen mit möglichster Vorsicht in aller Stille in Bewegung setzte. Man kam dem gefährlichen Passe näher und näher; schon befand man sich gegen hundert Schritt in der Feuerlinie als das Springen einer Kette ein Geräusch verursachte, welches die im Fort aufgestellten Posten aufmerksam machte. In demselben

Augenblick stieg ein prachtvolles Bouquet Brillantkugeln über das andere aus der Feste empor, die ganze Gegend in sonnenhelle Verklärung versetzend, und gleich folgend donnernd die todtbringenden Salven. Von den dreizehn Kanonieren, welche dies Geschütz zogen, wurden sieben todt niedergestreckt.

Mit stiller Verzweiflung sah der Erste Consul aus kleiner Entfernung dem entsetzlichen Schauspiele zu. Er ertheilte sofort den Befehl zum Rückzuge und erkannte immer mehr die Unmöglichkeit, mit dem Geschütz hier durchzukommen. Er kehrte nach dem Hauptquartiere zurück, und warf sich hier auf sein Lager; aber kein Schlaf kam in seine Augen. Es währte nicht lange, sprang er von Neuem auf und klingelte nach seinen Generalstabsoffizieren. Binnen wenig Minuten war der gesammte Generalstab versammelt. Bonaparte saß schweigend in einem Feldstuhle, sein Gesicht war bleich von den zahlreichen Nachtwachen und übermenschlichen Anstrengungen. Nachlässig hing sein langes schwarzes Haar auf beiden Seiten des Römerantlitzes herab. Als sich die Offiziere um ihren Feldherrn versammelt, erhob sich dieser end-

lich. Sein Blick fiel wieder auf die Karte. Der Finger seiner rechten Hand ruhte mechanisch auf der gefährlichen Stelle des Fort Bard.

„Wir müssen den Paß mit Dünger bedecken," sprach Bonaparte, „wir müssen die Räder und Lafetten mit Stroh umwickeln; das leichteste Kettengerassel muß vermieden werden. Auf diese Weise nur ist es möglich, den Paß unbemerkt zu passiren."

Die Generalstabsoffiziere blickten sich, als sie diesen seltsamen, fast abenteuerlich klingenden Plan vernahmen, einander schweigend, verwundert und zweifelhaft an. Einige waren dafür, andere sprachen ihren Zweifel und gerechte Besorgniß aus. Als der vorsichtige Berthier die halblaute Aeußerung vernehmen lies, dieser Plan werde sich schwerlich ausführen lassen, rief Bonaparte, der an Widerspruch wenig gewöhnt war, nicht ohne Heftigkeit: „Er wird sich ausführen, er muß sich ausführen lassen, auf, an's Werk, zur That, meine Herren!"

Binnen einer Stunde waren hunderte von Händen rüstig beschäftigt, die Befehle des Ersten Consul zu vollziehen. Während mehre Compag-

nieen, die Sicherheit des Feindes benutzend, die gefährliche Stelle bei dem Fort mit Dünger zu belegen, waren andere bemüht, Räder, Ketten und Lafetten derart mit Stroh und andern Stoffen zu umwinden, daß die Fortschaffung des Geschützes nicht das geringste Geräusch verursachte. Wirklich hatte man sich auch nicht verrechnet, als man der Sicherheit des Feindes vertraute. Dieser war vollkommen überzeugt, daß die Franzosen, nachdem er sie so mörderisch begrüßt, es so bald nicht wieder wagen würden, sich dem Fort zu nähern. Sie schossen noch eine Zeitlang in die Nacht hinein, wodurch sie aber, außer der Verwundung einiger Dünger ausbreitender Soldaten, keinen Schaden anrichteten. Bald aber verstummten die Kanonen von Bard gänzlich, man überlies sich in der Feste ganz der Ruhe der Nacht, während die Franzosen desto unermüdlicher die wenigen dunkeln Stunden benutzten, ihr Werk zu vollbringen.

Lange hat nicht ein kriegerisches Unternehmen einen so geheimnißvollen, geisterhaften Eindruck gemacht, als diese nächtliche Vorbereitung zur Passirung des feindlichen Forts. Jedes laute Wort war bei Todesstrafe verboten; nur mit leisem

Flüstern wurden die Befehle gegeben. Ohne das geringste Geräusch bewegten sich langsam ganze Batterieen durch die Nacht entlang. Wie Schatten, von denen kein Laut vernommen wird, vollbrachten die französischen Soldaten mit einer Ausdauer und einer Beharrlichkeit ohne Gleichen ihr nächtliches Werk. Als der Morgen zu grauen begann, hatte die gesammte leichte und schwere Artillerie, ohne daß der Feind eine Ahnung davon gehabt hätte, den gefährlichen Paß zurückgelegt und befand sich in Sicherheit. Bonaparte aber ward von allen Seiten bewundert, daß er ein Hinderniß mit so geringen Mitteln besiegt, welches Gefahr drohender gewesen als selbst die Uebersteigung des Sanct Bernhard. Herrlicher Mann!

Während Bonaparte diese kühne Unternehmung in's Werk führte, marschirte General Lannes mit seiner Division vorwärts und eroberte die Stadt und Festung Ivrea, die von den Oestreichern besetzt war. Die Vertheidigungswerke bestanden aus einer Citadelle und einem Ringwalle mit Bastionen; die Besatzung aus sechstausend Mann, zur Hälfte Cavallerie. Der Feind zog sich mit Zurücklassung von Gefangenen in Eile zurück. Die

Franzosen fanden in der Citadelle Geschütz und in der Stadt viel Mundvorrath vor. Sie vollendeten und verproviantirten Ivrea, um diesen Ort, für den Fall, daß der unternommene Feldzug mißlänge, als Stützpunkt für die Rückzuglinie benutzen zu können. General Lannes nahm jetzt auf den von dem Ersten Consul bezeichneten Punkten Stellung am Eingange der Ebene von Piemont.

Zu derselben Zeit, als die französische Avantgarde ihre Mannöver so glücklich ausführte und dem Ersten Consul der Vorbeimarsch bei dem Fort Bard so überraschend gelang, stieg die Division des General Chabran vom kleinen Sanct Bernhard herab. Sie war viertausend Mann stark und da sie meist aus Recruten bestand, ward ihr die Belagerung des so verhängnißvoll gewordenen Fort übertragen, dessen Einnahme sich jetzt nicht lange verzögern konnte. General Thürreau eroberte mit seinem viertausend Mann starken Corps den Ausgangspunkt von Susa, machte funfzehnhundert Gefangene und eroberte einiges Geschütz. General Lecchi umging das Thal Sesia, warf auch hier die Oestreicher zurück, befreite dadurch den Simplonpaß und reichte so dem französischen Corps,

das man bei Eröffnung des Feldzugs in der Schweiz hier zurückgelassen hatte, die Hand. Währenddeß überstieg General Moncey mit seinen funfzehntausend Mann den Sanct Gotthard.

Auf diese Weise war eine der außerordentlichsten kriegerischen Unternehmungen der Weltgeschichte auf allen Punkten mit dem glücklichsten Erfolge in's Werk gesetzt worden; und man hatte keine zwei Wochen Zeit dazu gebraucht. Eine vierzig tausend Mann starke Armee hatte mit Cavallerie, Geschütz, Gepäck, Munition und Mundvorrath eines der höchsten Gebirge Europa's überstiegen, ohne gebahnte Wege, über Abgründe, Schneefelder und Eisfelsen. Fünftausend Mann waren unter ähnlichen Schwierigkeiten über den kleinen Sanct Bernhard gegangen, andere Viertausend über den Mont Cenis. Ein anderweites Corps hielt den Simplon besetzt, während funfzehntausend Mann sich über den Sanct Gotthard bewegten. So waren im Ganzen einige sechzigtausend Franzosen in Italien eingedrungen. Sie standen sich zwar weit auseinander, aber alle Vorkehrungen waren getroffen, daß sich die Seitencorps ohne schwere Mühe mit den vierzigtausend Mann vereinigen

konnten, welche unter des Ersten Consul persönlicher Anführung das Centrum bildeten.

Bonaparte, nachdem der Uebergang glücklich beendigt, beherrschte die ganze große Alpenwelt vom Simplon bis zum Sanct Gotthard; alle Ausgänge befanden sich in seiner Gewalt und bildeten die naturgemäßeste und sicherste Rückzugslinie, falls sich in dem bevorstehenden Feldzuge das Glück gegen ihn wenden sollte.

Wie ein Engel des ewigen Gerichts erschien aber der mit sechzigtausend Franzosen über die Alpen gestiegene Bonaparte seinen Gegnern. Selbst die kühnste Phantasie in dem feindlichen Lager hatte an ein solches Wagstück, wie es in der Kriegskunst nur nach Jahrtausenden vorkommt, geglaubt. Alle Kriegskundigen in den Heerlagern Europa's erstaunten und glaubten ihren Augen nicht trauen zu dürfen und die ganze civilisirte Welt war von Bewunderung hingerissen ob des meteorengleichen Genie's von Napoleon Bonaparte. Je weniger irgend ein Mensch, außer den wenig Vertrauten des Ersten Consul, von der außerordentlich geheimgehaltenen Unternehmung irgend ein Ahnen gehabt, desto gewaltiger war der Eindruck, als

dasjenige, das man bei der ersten Kunde für ein tolles Märchen, für eine Fanfarade, für eine aller menschlichen Vernunft zu wider laufende Nachricht gehalten, sich mehr und mehr zu Wahrheit gestaltete. Dem Ungläubigsten gingen endlich die Augen auf, der Hartnäckigste war endlich überzeugt. Der Name Bonaparte ward von jetzt das Symbol des Unglaublichsten, Außerordentlichsten, Uebernatürlichen. Also wirkte das Genie eines großen außerordentlichen und von der Vorsehung berufenen Mannes auf seine Zeitgenossen und die nachfolgenden Jahrhunderte.

Neuntes Kapitel.

Es war ein wunderschöner Frühlingsabend, als Lysiard und der Specereihändler Filippo, bei welchem er im Quartier lag, in der verstecktesten Laube des an das Wohnhaus grenzenden Gartens im angelegentlichen geheimnißreichen Gespräch saßen. Weder die Milde des Abends, noch die ringsum grünende üppige Vegetation vermochte ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so sehr waren sie in den Gegenstand ihrer Unterhaltung vertieft.

„Jetzt paßt auf, Filippo," sprach Lysiard, „seht, jetzt nehme ich diese drei Würfel in die Hand und nun habt Ihr die Wahl, ob ich gut oder schlecht werfen soll."

„Werft gut," sprach der Italiener.

Lysiard ließ die Würfel aus der Hand rollen und warf vierzehn Augen.

„Werft noch einmal gut,“ fuhr Filippo fort.

Lysiard warf abermals gut.

„Das kann alles Zufall sein,“ sprach der Andere. „Werft zum drittenmale gut.“

Der Sergeant that es.

Die Verwunderung und das Interesse des Italieners vermehrte sich sichtbar.

„Jetzt werft einmal ab.“

Lysiard warf sechs Augen.

„Noch einmal ab.“

Der Franzose warf es.

„Nun wieder gut.“

Als auch diesmal der Sergeant die Würfel fallen ließ, wie es Filippo wünschte, erreichte seine Bewunderung den höchsten Grad.“

„Ihr seid ein Tausendkünstler,“ rief er, „der Sanct Basilio drüben, der Gastwirth, hat auch künstliche Würfel; aber er ist ein Pfuscher gegen Euch. Was verlangt Ihr, wenn Ihr mir das Geheimniß lehrt und mir drei Stück solcher Würfel verschafft?“

Lysiard schien diese Frage zu überhören und um den Italiener immer begieriger nach dem Besitze seiner Würfel zu machen, fuhr er noch eine

Zeitlang zu Filippos ausdauernder Bewunderung fort, wie es dieser haben wollte, bald hoch bald niedrig zu würfeln. Der Italiener ward immer erpichter auf den Besitz solcher Würfel.

„Fordert was Ihr wollt," wiederholte er mehrmals leidenschaftlich, „nennt die Summe, ich zahle sie, nur weiht mich in diese unübertreffliche Kunst ein."

Lysiard schien noch immer nicht den glänzenden Anerbietungen Gehör zu schenken. Er gab ihm die Würfel in die Hand.

„Nun versucht selber einmal."

Filippo griff mit Hast nach dem Zauberschatze. „Also was soll ich werfen?"

„Werft ab!"

Der Italiener warf ab.

„Werft noch einmal ab."

Filippo warf gut. So geschah es häufig, daß die Würfe mißlangen.

„Ihr seht daraus," sprach Lysiard, „daß die Sache erlernt sein will. Wenn ich mich zusammennehme, darf mir kein Wurf mißlingen."

„Ich beschwöre Euch, lehrt mir diese Kunst. Ich habe in diesem verfluchten Würfelspiel solche

Unsummen verloren, daß ich gern meinem Verluste wieder beikommen möchte. Ich muß Euch nur gestehen, daß nicht nur mein väterliches Erbtheil auf diese Weise in die Pilze gegangen ist, auch von dem Vermögen meiner Frau fehlt bereits ein nicht unansehnlicher Theil."

„Habt Ihr denn nur immer verloren," frug Lysiard, „und niemals gewonnen?"

„O ja," antwortete Filippo, „ich habe manchmal schönes Geld gewonnen, aber auf diesen Gewinn, ich weiß es nicht, muß kein Segen ruhen. Es dauert nicht lange, so ist er zum Teufel und ich gerathe immer von Neuem in Verlust."

„Das ist schlimm," sprach der Franzose, „da müßt Ihr freilich Bedacht nehmen, das Eure und wo möglich noch etwas darüber wieder zu gewinnen."

„Ihr sprecht aus meiner Seele," gestand der Italiener, „es bleibt mir in der Welt nichts übrig, als falsch zu spielen."

„Falsch zu spielen," rügte Lysiard, „wie sprecht Ihr, was ist das für ein grober, plumper Ausdruck. Wir Franzosen haben da einen weit angemeßneren, nobleren."

„Wie sprecht Ihr denn?“

„Wie wird ein nobler Franzose,“ erklärte Lysiard, „sich des Ausdrucks falsch spielen bedienen?“

„Ihr müßt aber doch einen Ausdruck für diese Spielart haben?“

„Allerdings,“ antwortete der Sergeant, „wir sagen da corriger la fortune, worin kein Billigdenkender etwas Uebles finden wird. Wer wird es Jemand verargen, wenn er sein Glück, so solches ihm hartnäckig den Rücken kehrt, wieder sich zuzuwenden sucht?“

„Das ist wahr, lachte Filippo, „ihr Franzosen seid auch in der Sprache feine Spitzbuben.“

„Sehr obligirt,“ sprach Lysiard.

„Darum nichts für ungut,“ fuhr der Italiener angelegentlich fort, „aber verehrter Freund, lehrt mich Eure Würfelkunst und ich will Eure große und geistreiche Nation Zeit meines Lebens anbeten.“

Lysiard gefiel sich wieder in einem langen zurückhaltenden Schweigen, daß der heißblütige Italiener vor Ungeduld fast aus der Haut fahren wollte.

„Ein Dienst ist des andern werth,“ warf endlich Lysiard in ziemlich nachlässigem Tone hin.

„Versteht sich, Herr Sergeant, versteht sich.“

„Auch Ihr,“ fuhr Lysiard fort, „befindet Euch im Besitze von Geheimmitteln.“

„Ich,“ frug Filippo verwundert, „wenn ich solch ein Geheimmittel besäße, würde ich nicht mein Vermögen verloren haben.“

„Ihr versteht mich nicht,“ sprach Lysiard, „ich spreche hier nicht von Geheimmitteln, um im Spiele zu gewinnen. Es giebt ja noch andre geheime Künste, in welchen ihr Italiener Meister seid.“

„Ach Ihr meint Schatzgraben? Nein, verehrter Freund, damit ist bei mir nichts. Ich bin einmal dabei gewesen, es kostet mich ebenfalls schönes Geld, aber der Schatzgräber war ein Charlatan und Betrüger, und ich glaube letzteres ist bei allen diesen Leuten der Fall.“

„Wer redet denn von Schatzgraben,“ erwiderte Lysiard, unwillig, daß ihn sein Herr Wirth nicht verstehen wollte, „Ihr seid doch Specereihändler Filippo?“

„Allerdings, der bin ich.“

„Je nun, wenn Ihr das seid, müßt Ihr doch

mit den wohlthätigen und schädlichen Eigenschaften der Kräuter vertraut sein."

„O da stelle ich meinen Mann," versetzte der Italiener nicht ohne Selbstgefälligkeit.

„Da müßt Ihr doch auch verstehen," fuhr Lysiard fort, „heilsame und schädliche Getränke und Säfte zu bereiten?"

„Stellt mich auf die Probe und ich braue Euch einen Trank, wovon zwei Tropfen hinreichen, Euch alles irdischen Jammers zu entrücken und in die Seligkeit einzuführen."

Auf dieses Kapitel wünschte Lysiard seinen Wirth zu haben. Er rückte näher und reichte Filippo vertraulich die Hand.

„Erzählt mir ein wenig von diesen holden Schlummersäften," sprach er, „die die einfältige Welt mit dem undelicaten Namen Gift belegt. Ich bin Naturfreund, und es hat mich immer gelüstet, hierüber von einem kenntnißreichen Manne Aufklärung zu erhalten."

Dem Specereihändler konnte gar nichts willkommner erscheinen, als dieser Wunsch des Sergeanten. Diese Angelegenheit schlug ganz in sein Fach und Filippo freute sich, seine Kenntniß ein-

mal in vollem Lichte strahlen zu lassen. Er that daher einen Schluck von der vortrefflichen Orangenlimonade, die er mit vieler Kunst bereitet und hielt seinem mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörenden Gastfreunde eine Vorlesung über die feinsten und gefährlichsten Giftarten.

„Ist es denn möglich," erkundigte sich Lysiard, dem kein Wort von der Rede Filippos entgangen war, nachdem letzterer eine Pause hatte eintreten lassen, „ist es denn möglich, Jemanden vermittelst eines Tranks in die bessere Welt zu schicken, ohne daß die neugierigen Gerichte Verdacht schöpfen?"

„Warum nicht," antwortete der Specereihändler, „wir besitzen für diesen Fall so unterschiedliche Methoden, daß man oft nicht weiß, welche man für die sichere und darum bessere erklären soll. Eine der empfehlenswerthesten, die auch am häufigsten angewendet wird, ist diejenige, wo man denjenigen, den man für diese Welt nicht mehr für nöthig erachtet, nach und nach dem Himmelreiche zuführt. Hier ist von Seiten der Gerichte gleich gar nicht beizukommen. Derjenige, welchen man nach dieser langsamen Methode bearbeitet, befindet sich nie unwohl, blos die Kräfte nehmen nach

und nach ab und das Leben erlischt so naturgemäß, wie die Flammen einer Kerze, der es an Lebensstoff gebricht. Freilich ist hierzu erforderlich, daß man einem solchen Patienten den Schlummertrank in gewissen Zeiträumen zufließen läßt, die allerdings genau beobachtet sein wollen. Es gehört hier eine gewisse Routine dazu und ein Pfuscher kann leicht Alles verderben."

„Eine andre höchst liebenswürdige Methode ist die, wo man gewisse Kräuter dem Kranken unter das Kopfkissen zu spediren bemüht ist. Die eigensinnigste Section vermag in diesem Falle die Ursache des Ablebens nicht zu ergründen. Der Patient schwindet vollkommen schmerzlos dahin, die Gefäße trocknen allmälig ein, ein leiser Hauch und die Erde versinkt mit allen ihren Qualen und Niederträchtigkeiten."

„Und Ihr selbst," frug Lystard, „vermögt der Kräuterwelt solche Schlummersäfte zu entlocken?"

„Ob ich's verstehe," erwiderte der Spezereihändler, „das ist keine Frage, wohl aber, ob ich's darf; die Polizei versteht in gewissen Dingen verflucht wenig Spaß und bei dem leisesten Verdachte

kann es um einen armen Specereikrämer geschehen sein."

Lysiard machte ein sehr unzufriedenes Gesicht bei diesen Worten.

„Ihr seid da zu ängstlich," sprach er.

„Der Teufel auch," meinte Filippo, „ist irgendwo die Aengstlichkeit an ihrem Orte, so ist sie es hier, Ihr müßt bedenken, daß mein Kopf mir doch ebenfalls lieb ist, wie wohl Jedem der seine."

„Ich bin aber überzeugt, Filippo," lachte Lysiard, „daß Eure Aengstlicheit gewisse Grenzen hat und daß Ihr für eine gefüllte Börse in Euerm Leben manchen Schlummertrank bereitet habt."

„Ueber solche Dinge spricht man nicht," erwiderte der Italiener ablenkend, „ich für meine Person wüßte nicht, daß mir für die profane Welt je ein Auftrag geworden, solch einen Trank zu brauen."

Filippo betonte das Wort profan auf solche Weise, daß sich Lysiard sogleich veranlaßt fand anzufragen: „aber von der frommen Welt sind Euch dergleichen Aufträge geworden?"

„Als guter Christ," gestand der Italiener, „muß ich ja den Wünschen frommer Herren nach-

kommen, die mit den Schlummertränken gewiß nur weise zu Werke gegangen und sie allein zum Nutzen und Frommen unsrer Kirche angewendet haben."

„Was sollte ich mir auch da," setzte er gleichsam entschuldigend hinzu, „für ein Gewissen machen? Erhielt ich nicht zugleich Ablaß."

„Aber," fuhr Lysiard fort, „wenn ich Euch nun das Versprechen gebe, daß ich solchen Schlummertrank ebenfalls nur für eine fromme Sache brauche, würdet Ihr mir einen solchen liefern?

„Euer Wort in Ehren," gab nach einigem Bedenken der Specereikrämer zur Antwort, „aber Ihr setzt mich da wahrhaft in Verlegenheit. Bedenkt, daß ich auch ein Gewissen habe und ~~ein gut katholischer Christ bin.~~"

„Eure Mühe sollte Euch gut bezahlt werden."

„Das bezweifle ich nicht; aber wenn Ihr mir nicht entdeckt, wozu Ihr den Trank benutzen wollt, erlaubt mir mein Gewissen nicht, daß ich ihn Euch verabreiche."

„Ich will es Euch offen gestehen," sprach Lysiard nach kurzem Bedenken, „ich wünsche ihn für mich selbst. Man hat mir gesagt, es sei das Schrecklichste für den ehrliebenden Franzosen in

feindliche Gefangenschaft zu gerathen. Dem will ich vorbeugen."

Der schlaue Italiener glaubte diesen Worten nicht. Ihm war noch nie der Fall vorgekommen, daß ein junger Krieger wegen der Gefangenschaft den verzweifelten Entschluß gefaßt, sich selber das Leben zu nehmen.

„Ei," sprach er daher, „werde ich doch kein Thor sein, Euch zu einem Verbrechen die Hand zu bieten, und ein Verbrechen ist es, Hand an sich selber zu legen. Die Gefangenschaft mag allerdings kein angenehmer Zustand sein, aber er berechtigt nicht dazu, daß der Soldat, der vor Allem den irdischen Prüfungen eine kühne Stirn bieten soll, Hand an sich lege."

„Ich habe auch noch einen andern Grund," fuhr Lysiard fort; „wie leicht kann ich das Unglück haben, auf eine Art verwundet zu werden, die meinen Tod nach sich zieht und wobei die schrecklichsten Schmerzen zu erdulden. Diese will ich mir durch einen raschen Zug aus Eurer Phiole abkürzen."

„Die Schmerzen des Leibes," antwortete Filippo, „legt uns Gott auf, und es ist unsre Pflicht

sie als Christ in Geduld zu tragen, wie sie der Herr am Kreuze ertragen hat. Auch können sie durch ärztliche Hülfe gemildert werden. Warum sich da leichtsinnigerweise in den Tod stürzen. Bedenket, daß Selbstmord in allen Fällen große Sünde ist und daß er gerade eine Sünde ist, wo die Reue stets zu spät kommt."

„Ihr sprecht ja, als ob ihr Theologie studirt hättet," lachte Lysiard „und als ob Ihr Prediger der Moral auf der Universität zu Bologna wäret."

„Nennt es Grillen," sprach Filippo, „aber jeder Mensch hat seine Grillen."

„Wohlan," erwiderte Lysiard, „auch ich habe meine Grillen und eine dieser Grillen ist, daß ich jetzt keine Lust mehr habe, Euch mein Würfelgeheimniß anzuvertrauen."

In dem Italiener begann jetzt seine Begier nach dem Besitze und Kenntniß der falschen Würfel mit seinem Gewissen oder den Grillen, wie er es nannte, und zugleich mit der Furcht vor der Polizei.

„Ihr müßt nicht so unbarmherzig sein," sprach er, „und das Unmögliche verlangen, ich will Euch ja Euer Geheimniß mit gutem Gelde abkaufen."

„Ich will nicht Euer Geld, sondern Euern Schlaftrunk.“

Der Specereihändler gerieth in halbe Verzweiflung.

„Wohlan,“ sprach er endlich, „bringt mir eine Anweisung von Eurem Beichtvater, daß ich Euch einen Trank bereiten soll, dann will ich sehen, was sich thun läßt.“

„Das ist ein possirlich Verlangen,“ lachte Lysiard, „mein Beichtvater wohnt in Saint Marcel, welches weit über hundert Meilen von hier gelegen ist.“

„So beichtet bei einem hiesigen Priester,“ gab der Italiener den guten Rath; „wo möglich bei einem Klostergeistlichen, dessen Kloster Ihr nicht vergessen wollt.“

Der Sergeant verstand den Wink, gleichwohl war ihm dieser Weg zu weitläufig. Jeder Tag konnte die Ordre zum Abmarsch bringen. Er that daher, als ob ihm an der ganzen Sache überhaupt nicht viel gelegen sei.

„Glaubt Ihr,“ frug er, „daß an Eurem Tranke mein Herz hängt. Da seid Ihr sehr im Irrthum. Ich bin zeither ohne einen solchen durchgekommen, so wird es hoffentlich auch ferner

gehen. Aber mein Geheimniß bleibt jetzt auch das meinige."

Damit lies er wieder die Würfel rollen und warf stets so, wie er vorhergesagt.

In dem spielsüchtigen Italiener kämpfte es fürchterlich. Gleichwohl wollte er sich noch immer nicht dazu verstehen, dem Franzosen das Gift zu bereiten. Lysiard glaubte daher, seinem Wirthe die Sache erleichtern zu müssen.

„Wenn Ihr es für eine Sünde haltet," sprach er, „meinen so sehnlichen Wunsch zu erfüllen, so wird doch Euer Beichtvater auch so viel Macht besitzen, eine solche Sünde Euch zu vergeben. Ueberlegt die Sache; ich will indeß ein wenig recognosciren gehen, ob die schlanke Pepina nicht aufzufinden, mit der ich gern ein Stündchen verplaudern möchte."

Lysiard verlies seinen Wirth und fand sich auch für dessen Gesellschaft hinreichend entschädigt, indem er seine provisorische Flamme, die schlanke Pepina, am Brunnen Wasser schöpfend gefunden hatte. Als galanter Franzose duldete er nicht, daß seine holde Schöne, das Wasser selbst in's Haus trug. Er übernahm das Geschäft und war

bemüht, durch allerlei Aufmerksamkeiten die Gunst des Mädchens zu gewinnen. Pepina gehörte indeß keineswegs zu den leicht zu erobernden Schönheiten. Sie machte im Gegentheil ihrem Bewerber durch allerlei Neckereien und zugleich durch große Sprödigkeit das Leben so sauer, daß er endlich die Schöne in Ruhe lies, und mit den Worten: „albernes Ding" die Belagerung aufhob und sein Lager suchte.

Hier dachte er über seine Unterhaltung mit Filippo eines Weiteren nach.

„Das war schon immer der Wunsch meines Lebens," sprach er zu sich, „mich im Besitze eines Mittels zu befinden, lästige, widerwärtige Gesellen, die mir in den Weg treten, auf scheinbar unschuldige Art verschwinden zu machen. So ein Mittel ist fürwahr mit Gold nicht zu bezahlen. Man muß sich ordentlich groß und allmächtig fühlen, so bald man im Besitze desselben. Was hätte ich in Saint Marcel darum gegeben."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Der Gedanke, daß dieser Mensch Lieutenant geworden und noch dazu im Generalstabe, wo er selbst Gelegenheit hat mit dem Ersten Consul zu sprechen, bringt

mich noch um. Er hat mich zwar aus der Schlucht gerettet, aber wenn er gewußt hätte, daß ich es war, der unten hing, würde er mich wohl haben hängen lassen bis zum Tage des ewigen Gerichts. Also dafür bin ich ihm sicher keine Erkenntlichkeit schuldig. Dieser Mensch muß überhaupt mit dem Teufel im Bunde stehen; ein solches unverschämtes Glück ist mir noch nicht vorgekommen. Wie ist er nur der Pariser Polizei entkommen? Durch die beiden Briefe, die ich der Behörde überliefert, lag ja sein Verrath offenkundig am Tage? Auch befand er sich eine Zeitlang im Gefängniß. Ich hoffte ihn auf der Galeere, indeß avancirt er zum Leutenant, während ich ehrlicher Kerl, der das Vaterland nicht verrathen, noch immer als Sergeant diene. Giebt es keine Gerechtigkeit mehr auf dieser Welt? Gegen einen Vaterlandsverräther sind aber alle Mittel erlaubt; und wenn die Behörde aus gewiß unlautern Gründen Anstand nimmt, den Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen und zu bestrafen, so ist es Pflicht jedes aufrichtigen Patrioten, das zu thun. Wie wird der Pöbel in Saint Marcel jubeln, wenn die Nachricht hinkommt, daß Herr Dormans Lieutenant

geworden und an der Seite des Ersten Consul sich befindet; und Lysiard wird man fragen, der weit tapfere und unternehmendere Lysiard? Der ist immer noch Sergeant wird man achselzuckend antworten. Todt und Teufel!"

Lysiard wälzte sich bei diesem Gedanken unruhevoll auf seinem Lager.

„Ich muß nothwendigerweise," fuhr er fort, „dem Filippo morgen kräftiger zusetzen. Die angeblichen Gewissensbisse bei diesem Schurken sind ja lächerlich. Er fürchtet, daß ich mit dem Gifte unvorsichtig umgehe, so daß die Polizei aufmerksam werden dürfte, oder daß ich ihn verrathe. Vielleicht besinnt er sich diese Nacht eines Bessern. Er ist versessen auf meine Würfel."

Da Lysiard auf seinem Lager keine Ruhe fand und ihm heiß und schwül wurde, stand er auf, öffnete leis das Fenster und schaute, um sich abzukühlen, in die frische Nacht hinaus. Es währte nicht lange, als ihm ein leises Flüstern auffiel, das aus einer der ganz nah gelegenen Lauben vernehmbar ward.

Lysiard hielt den Athem an. Das Geflüster

ward bei der Stille der Nacht immer vernehmbarer. Es rührte von einem zärtlichen Paare her, das sich im Garten ein Rendez-vous gegeben und Niemand anders war als die spröde Pepina und ein gemeiner Soldat von Lysiard's Compagnie. Jetzt schlichen sich die beiden Liebenden leise den Gartengang entlang. Lysiard, der sie sofort erkannte, rief in seiner eifersüchtigen Wuth ein lautes: „Wünsche wohl zu schlafen" hinab, welche Worte das Pärchen eilends entfliehen machte. Lysiard lachte grimmig nach.

„Ist es nicht," sprach er, „um sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, überall bei dem nichtswürdigen Weibervolke wird mir ein Anderer vorgezogen. Das ist nun in diesem Feldzuge das vierte Mal. Also darum die Sprödigkeit, und ich dummer Teufel decanaillire mich und trage ihr die Wasserfässer; und ein gemeiner Soldat, ein ganz simpler Kerl wird mir vorgezogen, mir dem Sergeanten. Warte, du schlanke Bestie, an Dir werde ich zuerst den Schlaftrunk probiren, den mir der schurkische Italiener morgen nicht mehr verweigern soll. Diese dumme Gans soll mich nicht umsonst ausgelacht haben."

Er warf sich voll Ingrimm und voll Mordgedanken wieder auf sein Lager.

„Bin ich nur einmal im Besitze der nützlichen Tropfen," sprach er, „soll mir keine wieder ungestraft davon kommen. Entweder Erhörung oder Tod. Ich befinde mich einmal im Lande der Banditen, ob da einer mehr oder weniger das Geschäft treibt wird sich gleich bleiben." Lysiard wälzte sich noch geraume Zeit ruhelos auf seinem Lager, ehe es ihm gelang, etwas in Schlaf zu sinken. Letzterer aber war nicht erquicklich. Böse Träume quälten ihn bis zum frühen Morgen.

Kaum war die Sonne über die Weinberge freundlich heraufgestiegen, als sich auch Filippo bei Lysiard einfand und ihm zu einem Morgenspaziergang einlud. Lysiard, der sogleich den Grund zu dieser Einladung errieth, erklärte sich sofort bereit. Die Beiden schlugen den Weg nach einer alten Burgruine ein, wo die Gegend menschenleer und man vollkommen unbelauscht war.

„Lieber Herr Tourquille," begann der Italiener, nachdem man eine Strecke in dem schönen Morgen dahingegangen war, „ich habe einen recht seltsamen Traum gehabt."

„Lasset hören,“ versetzte der Sergeant, „ich verstehe mich etwas auf Traumauslegen, ich habe es von einer alten Zigeunerin gelernt.“

„Mir erschien mein Schutzheiliger, der heilige Crispin im Traume. —“

„Und was sprach er zu Euch?“

„Ich sollte mir in der bewußten Angelegenheit, die wir gestern besprachen, keine Scrupel machen. Der Trank käme in gute Hände.“

„Euer Schutzheiliger, Herr Crispin, ist ein sehr verständiger Mann.“

„Nur dürfte ich,“ fuhr der Italiener fort, „das Mittel nicht ohne Gegenleistung aus der Hand geben.“

„Finde ich nur recht und billig,“ sprach Lysiard.

„Wohlan,“ fuhr Filippo fort, „so habe ich mich denn entschlossen, Euerm Wunsche entgegen zu kommen, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir das Würfelgeheimniß lehrt.“

Lysiard, welcher nicht geglaubt hatte, so bald in den Besitz des gewünschten Mittels zu kommen, erklärte sich daher bereit, den Italiener mit dem Geheimniß vertraut zu machen.

„Es fragt sich jetzt,“ fuhr Filippo fort, „welche

Art von Schlaftrunk Ihr wünscht, ob einen rasch wirkenden oder einen langsam wirkenden."

„Es wäre mir erwünscht," gab Lysiard zur Antwort, „wenn ich von beiden eine Probe erhalten könnte."

„Wohlan auch dieses," gestand der Specereihändler zu. „Ich werde die beiden Arten besonders bezeichnen, damit Ihr Euch nicht vergreift; jetzt muß ich noch fragen, ob Ihr das Narcoticum in flüssigem Zustande wie klares Quellwasser zu haben wünscht oder trocken als weißliches Pulver?"

„Ich wünschte es flüssig. Wie viel Tropfen braucht man jedesmal, um die erforderliche Wirkung hervorzubringen?"

„Das kommt auf die Quantität und Qualität des Stoffes an, den Ihr präpariren wollt," belehrte der Italiener. „Ein gewöhnliches Glas Wein, ein Glas Limonade ist mit fünf bis sechs Tropfen herzustellen, soll die Wirkung binnen vierundzwanzig Stunden eintreten. Bei zehn Tropfen erfolgt sie unmittelbar nach dem Genusse. Zwei bis drei Tropfen mehr sind bei Kaffee und Chocolade erforderlich. Bei der zweiten Art, dem länger wirkenden Narcoticum sind aller acht Tage nicht

mehr als drei Tropfen in Wein und Limonade und vier Tropfen in Kaffee, Milch und Chocolade zu reichen. Die Cur kann auch auf drei, vier bis sechs Monate ausgedehnt werden. Bei aufmerksamer Beobachtung des Patienten hat man dies vollkommen in der Hand."

„Wohlan," sprach Lysiard, der mit der Mittheilung des Italieners sehr zufrieden war, „ein Dienst ist des Andern werth, folgt mir jetzt in die Ruinen. Ich will Euch für den Anfang wenigstens die ersten Handgriffe beibringen. Der eigentliche Vortheil soll Euch unverzüglich mitgetheilt werden, sobald ich im Besitze der beiden Schlummersäfte bin. Doch vorher muß ich noch um eine anderweite Auskunft bitten, die Ihr zu geben vergessen habt. Sind auch Früchte, Zuckersachen, Backwerk und dergleichen auf die bewußte Weise genießbar zu machen?"

„O ja," gab der Spécereihändler zur Antwort, „Früchte namentlich, doch muß das Narcoticum, wenn eine Wirkung erfolgen soll, dem Fleisch einverleibt werden und darf nicht blos die Schale berühren. Mit Zuckerwerk und Bäckerei dürfte jedoch das Experiment weniger gelingen."

Nachdem durch diese Mittheilung sich Lysiard vollkommen zufrieden gestellt erklärte, begaben sich die Beiden nach der verfallenen Burg, wo sie auf einer Steinplatte Platz nahmen und wo Lysiard Eröffnungen über seine Kunst machte, während der Italiener den aufmerksamsten Schüler abgab. Letzterer entwickelte auch alsbald so viel Talent in dem kunstreichen Dahinrollen der falschen Würfel, daß Lysiard nicht umhin konnte, sein ungetheiltes Lob auszusprechen.

„Jetzt habt Ihr weiter nichts zu thun," sprach er, „als Euch zu üben. Die Hauptsache theile ich Euch später mit, wo ich auch für die passenden Würfel sorgen werde."

Man trat den Rückweg nach der Wohnung des Specereihändlers an. Das Gespräch bewegte sich fortwährend um die beiden Geheimmittel, welches der Eine von dem Andern erhalten sollte.

„Aber wer bürgt mir für die Aechtheit Eurer Arzneimittel," sprach endlich Lysiard, „wenn sie nun die beabsichtigte Wirkung nicht hervorbringen, Ihr mich getäuscht und um mein Geheimniß betrogen habt?"

Der Italiener schwur bei allen Heiligen, die

ihm gerade einfielen, daß er nur äußerst wirksame Narcotica bereite.

„Ich will Euren Betheuerungen vor der Hand Glauben schenken, aber eine Probe wäre doch das beste Mittel, mich zu überzeugen.“

Dem Specereihändler ward bei diesen Worten nicht ganz wohl zu Muthe.

„Eine Probe,“ frug er, „wie versteht Ihr das? Solche Dinge bringt man nur im höchsten Nothfalle zur Anwendung.“

„Ganz recht,“ gab Lysiard zu, „aber ich will eben für diesen Nothfall meiner Sache gewiß sein. Ich werde einen Versuch mit Eurer Dienerin, der schlanken Pepina anstellen. Diese Dirne hat mich durch ihre Sprödigkeit ohnehin in Harnisch gebracht.“

„Pepina,“ rief Filippo erschrocken, „ich bitte Euch um Gotteswillen, bedenkt, daß sie in meinen Diensten steht.“

„Wenn aber das Mittel auf eine Weise wirkt,“ sprach Lysiard, „daß selbst die genaueste Untersuchung keine Vergiftung herausfindet, habt Ihr ja gar nichts zu befürchten. Ein Mensch kann bald sterben, und solche Dirnen giebt es Legionen,

daß Ihr um eine anderweite Dienerin nicht besorgt zu sein braucht. Es ist überhaupt ein ganz leichtfertiges Ding, die sich des Nachts mit gemeinen Soldaten im Garten Rendez-vous giebt. Ihr verliert nichts an ihr, guter Filippo."

„Weiß es, weiß es, aber bei meiner Eigenschaft als Specereihändler, bedenkt doch, die Behörde ist mir ohnehin nicht grün, es giebt böse Menschen, wie leicht könnte doch Verdacht entstehen."

„Schlagflüsse sind bei der jetzigen Hitze nicht selten, Pepina ist vollblütig."

„Gleichwohl, gleichwohl, mein lieber Herr Tourquille, verschont sie, das Mädchen ist ohnehin meine Pathe."

„Ihr könnt in Eurem Leben noch genug Gevatter stehen," sprach Lysiard, „wenn es Euch um eine Pathe zu thun ist, mit Pepina legt Ihr ohnehin nicht viel Ehre ein."

Filippo bot nochmals seine Beredtsamkeit auf, um den Sergeanten von dem Mordplane abzubringen. Als dieser aber um so hartnäckiger darauf bestand, sprach endlich der Specereihändler: „So tödtet sie meinetwegen auf andre Weise, wenn sie Euch gekränkt hat, nur nicht durch meine Mittel."

„Je nun,“ versetzte Lysiard nach einigem Nachdenken, „den Gefallen will ich Euch thun. Ich probire Euer Mittel an Pepina und hat es angeschlagen, schneide ich ihr die Adern auf und hänge sie irgendwo auf. Sie hat alsdann aus unglücklicher Liebe ihrem Leben ein Ziel gesetzt und Euch trifft nicht der entfernteste Verdacht.“

Nicht ohne Widerstreben gab Filippo seine Einwilligung. Obschon er ein ziemlich abgehärteter Bösewicht, wünschte er doch das Aufsehen in seinem Hause zu vermeiden.

„Auch hierin,“ sprach Lysiard, „soll Eurem Wunsche gewillfahrtet werden. Ich werde heut' Pepina zum Tanze nach Saint Angelo führen. Ehe wir bei nächtlicher Weile den Heimweg antreten, mache ich vermittelst eines Glases Sect, den ich ihr als Schlaftrunk reiche, meine Probe. Gelingt diese, werde ich das Weitere besorgen.“

„Aber Ihr müßt ja alsdann nothwendigerweise selbst,“ gab Filippo zu bedenken „in den Verdacht des Mordes gerathen.“

„Dafür laßt mich sorgen,“ tröstete Lysiard, „in solchen Dingen bin ich nicht auf den Kopf gefallen.“

„Ihr habt fürwahr Anlage ein ganz respectabler Bösewicht zu werden," sprach der Italiener.

„Was das wieder für ein plumper Ausdruck ist, Bösewicht, und ich thue weiter nichts, als mir das Leben nützlich und angenehm zu machen."

Nach einer Pause frug Filippo: „Ihr werdet aber meine Pathe doch nicht ohne vorhergegangene Absolution in die andere Welt schicken?"

„Das dürfte in einem Tanzsaale seine ganz besonderen Schwierigkeiten haben," meinte Lysiard, „aber seid unbesorgt, ich werde bemüht sein, daß Pepina als gut katholische Christin das Zeitliche gesegnet."

„Da soll sie doch zuvor," entschied jetzt Filippo, „gleich nach Tische zur Beichte gehen. Ich will ihr sagen, der heilige Crispin hat mir es im Traum angerathen."

„Thut das, lieber Filippo, Euer Crispin ist fürwahr ein vortrefflicher Mann, der in allen Dingen Rath weiß."

„Ja," gestand der Italiener aufrichtig, „ein solcher Heiliger ist auch mit Gold nicht zu bezahlen."

Die beiden Bösewichte waren jetzt in Allem

ziemlich einverstanden. Nur Eines hatte sich Filippo vorbehalten, daß er Pepina nicht zu zwingen brauche, mit Lysiard zu Tanze zu gehen, falls ihr guter Engel in ihrem Innern einen Warnungsruf sollte ertönen lassen.

„Diese Stimme,“ lachte der leichtsinnige Mörder, „soll nicht gehört werden, darauf verlaßt Euch, da müßte Pepina kein Mädchen und nicht eitel sein. Was wettet Ihr, ein niedliches Armband macht bei Weibern die Stimmen aller himmlischen Heerschaaren vergessen.“

Lysiard hatte sich in seiner Kenntniß des Charakters der Pepina auch nicht getäuscht. Für das Geschenk eines glänzenden Armbandes wurden ihm die liebeverheißendsten Blicke zu Theil. Seine Einladung zum Tanz in Saint Angelo wurde mit Dank angenommen und als der Herr Pathe mit seiner Erscheinung des heiligen Crispin kam und der Beichte, erhielt er gar bitterböse Blicke.

„Ich hab' erst vor drei Tagen zur Beichte gesessen bei Pater Ambrosio; für welch' eine Sünderin müßte der mich halten, wenn ich heute schon wieder kommen wollte.“

Als Filippo von den drei Tagen hörte, dachte

er, in so kurzer Zeit werden sich bei dem jungen Dinge die Sünden nicht allzusehr angehäuft haben; sie mag darum in Frieden fahren, ihre Sündenlast wird so schwer nicht sein.

Mit dieser Philosophie suchte sich der Specereihändler zu trösten und speculirte im Gedanken nach einer anderweiten Dienerin, da seine Pathe ihr Amt ohnehin nicht ganz zu seiner Zufriedenheit verwaltet hatte.

Die Galanterie des jungen Franzosen Lysiard hatte sich so hoch verstiegen, daß er seiner Schönen nicht zumuthete, zu Fuße nach Saint Angelo zu wallfahrten; er ließ einen flotten Einspänner vorfahren, auf welchem er selbst das Amt des Rossebändigers übernahm. In seiner Brusttasche befand sich das Fläschchen mit dem schnell tödtendem Narcoticum.

Lysiard war die Liebenswürdigkeit selbst; lange hatte man auf dem Tanzsale von Saint Angelo kein flotteres Paar gesehen. Das blitzende Armband wirkte wahrhaft Wunder. Die Sprödigkeit Pepinas war einer bezaubernden Liebenswürdigkeit gewichen.

„Schwaches Geschlecht,“ grollte Lysiard, „das

sich von dem unbedeutendsten Gegenstande girren läßt, so er nur seiner Eitelkeit schmeichelt; solch ein Wesen ist des Daseins gar nicht werth, ein Grund mehr, daß ich meine ersten Versuche mit ihm anstelle."

Unmittelbar an das Gasthaus von Saint Angelo grenzte ein weitläufiger Garten, welcher die angenehmsten schattigen Spaziergänge bot, mit schattigen Lauben und einladenden Ruheplätzen. Lieblicher Orangenduft durchzog die weiten grünen Räume. Auch Lysiard, um von dem anstrengenden Tanzen sich etwas zu erholen, wandelte mit Pepina die Blumen besäumten Gänge auf und nieder.

In heiterm Gespräch verloren, gelangten die Zwei bis an das Ende des Gartens, welches eine schroff abschießende Felsenwand bildete, an derem Fuße sich ein Fluß durch's Thal zog. Hier war die letzte Ruhebank, welche ein gar liebliches Plätzchen darbot. Man genoß von hier eine reizende Aussicht über das zu Füßen liegende Thal.

„Von diesem Punkte die Sonne untergehen zu sehen und ein Glas Champagner in der Hand muß etwas famoses sein," sprach Lysiard, „Pepina hier müssen wir unser Abendmahl halten."

Das Mädchen fand sich gleichfalls begeistert von der entzückenden Aussicht und gab gern ihre Einwilligung zu Lysiard's Vorschlag. Man kehrte wieder zum Wirthshause zurück und überließ sich ganz dem Genusse des Tanzes.

Immer tiefer sank die Sonne, da überließ Lysiard seine Tänzerin einem ihrer jungen Bekannten; er selbst bestellte zwei halbe Flaschen Champagner, die er nach einer etwas abgelegenen dunkeln Laube des Gartens bringen ließ. Als er gewahrte, wie Pepina so eben an der Hand ihres intermistischen Tänzers einen neuen Tanz begann, der leicht an die zwanzig Minuten währen konnte, eilte er nach der Laube. Hier standen die bestellten zwei halben Flaschen Champagner. Die eine trug eine goldene, die andere eine silberne Etiquette. Er griff nach der goldenen und vermittelst eines dünnen, sehr scharfen und spitzigen Instrumentes bohrte er eine kaum bemerkbare kleine Oeffnung in den Kork der Flasche und lies durch eine Art Löthrohr ein Dutzend Tropfen aus dem furchtbaren Fläschchen vorsichtig in den Wein gleiten. Hierauf schüttelte er die Flasche, bekleidete die kleine Oeffnung mit Staniol und verbarg beide

Flaschen im Blättergrün der Laube. Alles war das Werk von wenigen Minuten, worauf er unbemerkt in den Tanzsaal zurückkehrte.

Der Tanz war zu Ende, dankend führte der junge Italiener seine glühende Landsmännin zu Lysiard zurück. Dieser erinnerte jetzt Pepina daran, daß die Abendsonne immer tiefer sinke und daß er bereits die Vorkehrung zu der verabredeten Abendmahlzeit getroffen habe. Pepina gestand, daß sie sich lange nicht so glücklich befunden wie heute, und daß ihr Armband von allen ihren Freundinnen bewundert und beneidet worden wäre.

Lysiard, um sich beliebt zu machen, ließ mehre Flaschen Wein auftragen und schenkte Jedermann ein, der ihm zu nahe kam. Zugleich rief er einen der Diener und erkundigte sich, ob bei dem Bellevüe, so hieß das Plätzchen am Ende des Gartens, Alles bereit sei?

„Ihr könnt sofort zu Abend speisen," antwortete der Kellner, „der Tisch ist gedeckt."

„Wohlan," sprach Lysiard zu seiner Tänzerin, „wenn es Euch gefällig ist." Pepina schlang ihr Tüchlein um ihren blühenden Nacken und folgte, nicht ahnend, daß sie in den Tod ging, ihrem

Mörder. Als man bei der Laube vorbei ging, wo Lysiard die beiden Flaschen Champagner versteckt hatte, blieb der Bösewicht stehen.

„Verdursten dürfen wir nicht,“ sprach er, und langte die zwei Flaschen aus dem Gebüsch.

„Champagner muß im Kühlen stehen,“ fuhr er fort, „drum hab ich ihn hier in der Laube verborgen.“

„Laßt mich die eine Flasche tragen,“ sprach Pepina.

„Wohlan, so wählt, welche wollt Ihr?“

„Gebt mir die Silberne.“

„Warum nicht die Goldene?“

„Es ist nicht alles Gold was glänzt,“ scherzte das Mädchen, ohne zu wissen, wie prophetisch sie sprach.

„Nein,“ entgegnete Lysiard, „das Gold ist das Symbol der Sonne und alles Schönen, die goldene Etiquette gebührt Euch.“

Nach einer anmuthigen Wanderung durch den duftenden Garten erreichte man das sehr einsam gelegene Ende, wo ein niedliches Tischchen mit Backwerk, Orangen und Apricosen freundlich im Grünen gedeckt stand.

Die Abendsonne, welche nur noch ein paar Handbreiten über dem Horizonte stand, übergoß das im Vordergrunde ausgebreitete Thal mit Rosalichte.

„Wie himmlischschön," rief Pepina begeistert.

„Ja," versetzte Lysiard, der an ihrer Seite Platz genommen, „und wie schön muß es erst im Himmel selbst sein, da wir schon auf Erden, bei Allem was uns entzückt „himmlischschön!" ausrufen."

„Es mag ganz allerliebst im Himmel sein," meinte im leichtfertigen Tone Pepina, „aber ich mag trotzdem jetzt noch nicht dahin. Es ist gar zu hübsch auf Erden. Nicht wahr, Herr Tourquille?"

Damit strich sie dem jungen Franzosen die Haare von der Stirn.

„Immer heiter, immer lustig," fuhr sie fort, „so lange es gehen will."

„Das ist auch meine Meinung," sprach Lysiard, „lustig gelebt und fröhlich gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben."

„Aber jetzt zugelangt," fuhr er zu seiner Nachbarin gewendet fort, „die Beleuchtung kann nicht angenehmer sein."

Er präsentirte mit diesen Worten auf einem Tellerchen eine auseinander gebrochene, geschälte und überzuckerte Orange.

„Ha, welch ein Genuß," sprach Pepina den süßen Saft schlürfend. Gleich darauf fuhr sie fort: „Ich weiß nicht, was meinem Pathen einfiel, daß ich heute schon wieder zur Beichte gehen sollte. Der Mann ist ja erstaunlich fromm geworden."

„Man kann nicht oft genug zur Beichte gehen," sprach Lysiard.

„Ihr scheint mir auch eben kein eifrig Beichtkind zu sein," scherzte Pepina.

Ein Diener nahte sich jetzt, und frug, ob die Herrschaften noch etwas zu befehlen.

„Vor der Hand nichts," antwortete Lysiard, dem das Erscheinen des Dieners keineswegs angenehm war, „wir werden hier die Klingel ziehen, so wir etwas bedürfen."

„Uebrigens," fuhr er fort, „könnt Ihr Eurer Herrschaft sagen, daß es gewissenlos, hier keine Barriere herzubauen. Es ist um einen Schritt geschehen und man liegt im Abgrunde."

„Es ist noch Niemand verunglückt," versetzte

der Diener, „und ich bin schon geraume Zeit bei der hiesigen Herrschaft in Diensten.“

„Für ein Unglück ist alle Tage Zeit,“ murrte Lysiard.

Da der Diener gewahrte, daß die Beiden, welche er für nichts anders als ein Liebespärchen hielt, allein zu sein wünschten, empfahl er sich und Lysiard griff nach der Champagnerflasche mit der goldenen Etiquette.

„Ihr könnt doch Champagner vertragen?“ frug er, ehe er die Flasche öffnete.

„O,“ lachte Pepina, „hab' ich doch auf der Hochzeit meiner Schwester fast eine ganze Flasche getrunken.“

„Das glaube ich nicht.“

„Gewiß, Herr Tourquille.“

„Nun, da muß ich doch sehen, ob Ihr die Wahrheit gesprochen, Ihr trinkt aus dieser Flasche, ich aus der silbernen, da werde ich ja sehen, wie viel Ihr vermögt.“

„Champagner geht mir über Alles.“

„Wohlan,“ so versucht, ob es ein guter Jahrgang.“

Mit diesen Worten schlug Lysiard mit dem

Messer den Kopf der Flasche ab und schäumend braus'te der Todestrank in Pepinas Glas.

„Jetzt rasch getrunken, aus, rein aus," drängte Lysiard.

Pepina that drei herzhafte Züge und das Glas war geleert. Sogleich füllte es Lysiard von Neuem.

„Schnell noch Eins," rief er, „es ist ja bloßer Schaum, herzhaft, herzhaft."

Pepina trank auch das zweite Glas, aber langsamer — da erbleichten plötzlich die blühenden Wangen. Sie begann zu wanken und sank ihrem Mörder in die Arme.

„Mein Gott, wie wird mir," flüsterte sie kaum hörbar und ihr Athem ward immer schwächer.

„Ich habe Euch gefragt," sprach Lysiard, „ob Ihr auch Champagner vertragen könnt. Da seht Ihr nun.

Und mit wahrhaft teuflischer Ruhe beobachtete der Bösewicht, wie mehr und mehr das Leben der schönen Hülle entwich. Aber der Tod war sanft; keine Krämpfe begleiteten ihn, keine Verzerrung entstellten die anmuthigen Gesichtszüge. Es war, als wenn ein tiefer, tiefer Schlummer über das Mädchen gekommen. Pepina hatte die Augen ge-

schlossen und ruhte, eine schöne Leiche in Lysiard's Armen.

„Filippo, der Trank war gut;" sprach letzterer, „daß sich die Sache so schnell und geräuschlos abmachen werde, hatte ich nicht geglaubt. Das Gift ist probat."

Er untersuchte jetzt den Leichnam, ob noch Leben vorhanden; aber das Mädchen war vollkommen todt und regte sich nicht. Lysiard trug die schöne Bürde nach dem zwei Schritte entfernten Abhang, wo er sie hinabgleiten ließ. Hierauf goß er den vergifteten Champagner in's Gras, schlug der zweiten Flasche den Hals ab und leerte sie fast auf einen Zug. Vor dem Genuße in etwas exaltirte Stimmung versetzt, bemühte er sich, dieselbe künstlich zu erhöhen. Er nahm die Haltung eines Verzweifelten an und stürzte schreiend nach dem Gasthause zurück. Bald war er von einem Haufen erschrockener Neugieriger umringt, aber er vermochte nicht zu sprechen, sondern sank wie bewußtlos in einen Sessel. Man eilte jetzt an die Stelle wo Lysiard und Pepina zu Abend gegessen und erkannte alsbald die Ursache von Lysiard's Schmerze. Sogleich stiegen herzhafte Männer nach der Tiefe, wo

Pepina mit zerschlagenem Haupte an einer Felsenwand ruhte. Man sah die geleerten Champagnerflaschen und erklärte sich sehr leicht das Unglück. Pepina war im Champagnerrausche dem Abhange zu nahe gekommen und hinabgestürzt. Die allgemeine Wuth richtete sich jetzt gegen den Gasthausbesitzer, daß er keine Barriere an der gefährlichen Stelle angebracht. Der junge Lysiard, der noch immer wie bewußtlos in dem Sessel saß, war der Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Man war bemüht, ihn nach Möglichkeit zu trösten. Endlich schlug der Bösewicht matt die Augen auf.

„Wo ist Sie," frug er wie Geistesabwesend.

„Tröstet Euch, guter Herr," sprachen die Umstehenden, „Ihr seid unschuldig, Bartolomo, der Wirth trägt allein die Schuld, weil er die gefährliche Stelle nicht geschützt hat."

„Ist Sie todt?" sprach Lysiard mit ersterbender Miene.

„Leider," antwortete man, „wer von solcher Höhe herabstürzt, da ist der Tod unausbleiblich."

„Arme Pepina, arme Pepina," rief Lysiard mit unverhaltenem Schmerze.

„Es ist freilich auch unverantwortlich," sprach

ein bejahrter Mann, „an solch gefährlicher Stelle so berauschenden Wein zu trinken.“

„Er hat dem Mädchen wollen eine Freude machen,“ entschuldigte ein Andrer und ist der junge Mann, wenn er ja unvorsichtig gewesen, durch das Unglück hart genug bestraft.“

Der Leichnam Pepina's war in ein Haus am Fuße des Abhanges, wo sie hinabgestürzt war, gebracht. Ein Arzt ward gerufen, welcher, nachdem er die Kopfwunden untersucht, sogleich erklärte, daß hier alle Hülfe vergeblich.

Erst geraume Zeit nach dem Unfalle erholte sich Lysiard so weit, um an den Heimweg zu denken. Er hatte seine Rolle meisterhaft gespielt. Jedermann beklagte ihn von ganzem Herzen.

„Wie soll ich aber,“ rief Lysiard die Hände ringend, „Herrn Filippo unter die Augen treten, der mir das Mädchen anvertraut hat. O wär' ich lieber selbst hinabgestürzt.“

Man erkundigte sich jetzt eines Nähern, wie das Unglück vor sich gegangen?

Lysiard erzählte nun, oft von einem Schauer durchschüttelt, wie die selige Pepina so außerordentlich vergnügt gewesen, daß sie aller Welt habe

ein Hoch bringen wollen. Auf der Wiese am Fuße des Abhanges habe ein Schäfer seine Heerde getrieben. Auch diesem habe das Mädchen ein Glas zugetrunken, dabei sei sie, trotz seiner Warnung, dem Abgrunde zu nahe getreten und das Entsetzliche sei geschehen, ehe er noch Zeit gehabt, ihr eine Hand zu reichen und sie zurückzuziehen.

Von einer Anzahl mitleidiger Menschen, die Alles aufboten, den von seinem Schmerze Niedergebeugten zu trösten, ward Lysiard nach Hause zurückbegleitet. Als er sich mit Filippo allein befand, schüttelte er diesem die Hand.

„Euer Schlaftrunk", sprach er, ist famos. „Nicht gezuckt hat sie. Kommt jetzt, damit ich Euch in das Würfelgeheimniß vollends einweihe und Euch die letzten Vortheile lehre."

Filippo theils geschmeichelt, daß seine Kunst gelobt wurde, theils froh, endlich hinter das Würfelgeheimniß zu kommen, folgte gern dem Franzosen auf dessen Stube. Noch glücklicher fühlte sich Lysiard. Er befand sich im Besitze eines ganz vortrefflichen Giftes, wonach seit Jahren sein Verlangen gestanden; und die erste Probe, die er damit gemacht, hatte sich glänzend bewährt.

Zehntes Kapitel.

Werfen wir, nachdem wir der großen Expedition des Ersten Consul über die Alpen gefolgt sind, einen Blick nach dem feindlichen Lager.

Baron Melas setzte die Belagerung von Genua und den Angriff auf die Varbrücke mit aller Beharrlichkeit fort. Alle Nachrichten, die von Wien einliefen, alle Mittheilungen zahlreicher Agenten stimmten darin überein, daß der östreichische Oberfeldherr in Italien von der sogenannten Reservearmee zu Dijon nicht das Geringste zu besorgen habe. Diese von den Franzosen mit so viel Geschrei als gefährlich geschilderte Reservearmee bestehe aus weiter nichts als aus ein paar undisciplinirten Rekrutenhaufen, welche höchstens den Zweck haben könnten, die Saone und die Rhone herabzukommen und sich mit dem General Suchet

am Bar zu vereinigen. Baron Melas befand sich also in vollkommener Sicherheit und Gemüthsruhe. Seinem Zwecke, die Franzosen unter Massena und Suchet zu vernichten, kam er täglich näher. Er konnte den Untergang der französischen Armee in Italien fast mit mathematischer Gewißheit auf den Tag vorausbestimmen. Erfüllt von dieser Zuversicht, saß der bejahrte Feldherr ohne die geringste Ahnung des von den Alpen heraufziehenden Ungewitters und berechnete, den Wandkalender in der Hand, den Zeitpunkt, wo Massena gezwungen sein werde, Genua zu übergeben; da ward General Bukassowich gemeldet, welcher von einer Inspectionsreise durch Piemont zurückkehrte.

„Nun General,“ frug der alte Melas in ziemlich wohlgelauntem Tone, wie befindet sich Bonapartes Europa erschütternde Reservearmee? Wird sie sich nicht endlich in Bewegung setzen? Sie muß sich dazu halten, denn eben stehe ich im Begriff, die Franzosen in Genua wie ein Volk verhungerter Staare einzufangen.

„Excellenz,“ erwiderte Bukassowich, der keineswegs auf den gemüthlichen Ton des Oberfeldherrn einging, „ich muß Euch von einer Erscheinung

Meldung machen, die geeignet ist, unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch zu nehmen."

„Hoh, hoh," sprach der alte Baron, noch immer gut gelaunt, „macht mir nicht Angst, Bukassowich, was ist das für eine Erscheinung, die unsere Aufmerksamkeit so in Anspruch nimmt?"

„Wenn nicht alle Berichte täuschen," sprach der General, „bricht eine französische Armee aus allen Alpenthälern hervor."

Der alte Feldherr ward in Folge dieser Rede noch humoristischer.

„Nun," lachte er, „da haben wir ja die Reservearmee, fix und fertig, wir haben immer nicht daran glauben wollen. Also über die Alpen ist sie gekommen?"

„Excellenz," sprach Bukassowich, der seinen unerschütterlichen Ernst beibehielt, „die Sache klingt märchenhaft, aber sie ist bei Gott nicht anders, ich habe die Beweise in Händen."

Der General erstattete jetzt ausführlichen Bericht, aber je länger er sprach, desto mehr verlor sich die gute Laune des alten Feldherrn, mit desto gespannterer Aufmerksamkeit folgte er den Mittheilungen des Generals.

Letzterer hatte geendet. Es erfolgte eine lange Pause. Endlich sprach Melas: „Es ist allerdings nicht unmöglich, daß einige Rekrutenhaufen sich den Spaß gemacht, uns einen leichten Schrecken einzujagen; aber, guter Bukassowich, zwischen ein paar Rekrutenhaufen und einer disciplinirten Armee ist ein Unterschied. Man hat wahrscheinlich den Zweck, meine Aufmerksamkeit von Genua abzulenken, was ihnen aber nicht gelingen wird und wären die Haufen noch so zahlreich."

„Major Lafort, den ich bis in die Gegend von Ivrea vorgeschickt, behauptet, wohldisciplinirte feindliche Colonnen mit eignen Augen gesehen zu haben."

„Auch Cavallerie?" frug Melas.

„Auch Cavallerie!"

„Da wird wahrscheinlich auch die Artillerie nicht fehlen," meinte der alte Feldherr in etwas spöttischem Tone.

„Major Lafort," fuhr Bukassowich fort, „will auch den Donner feindlicher Geschütze gehört haben."

„Nein, guter General, Euer Wort in Ehren, aber hier liegt ein Irrthum zu Grunde. Wenn ich auch die Division eines unbedeutenden feindlichen Streifcorps nach Eurem so ausführlichen

Berichte, nicht gerade in Abrede stellen will, an die Cavallerie und die Kanonen, selbst wenn sie Lafort gehört haben will, glaube ich nicht. Er hat sich täuschen lassen; es sind unsre Batterieen von Ivrea gewesen."

„Gleichwohl," fuhr er nach einer Pause fort, „verdient die Sache unsre Aufmerksamkeit. Es sollen sofort eine Anzahl Stabsoffiziere nach dem Fuße der Alpen abreisen, die genauesten Nachforschungen anstellen und mir schleunigen Bericht erstatten." Dann zog er sich, nachdem Bukassowich entlassen, mit den Worten: „es ist nicht möglich, es ist nicht möglich," in sein Cabinet zurück.

Und gleichwohl war es möglich. Die ausgeschickten Offiziere kehrten alsbald mit der Nachricht zurück, daß wirklich feindliche Truppencorps von den Alpen herabgekommen und in Piemont vordrängen. In Folge dieser eingezogenen Erkundigungen rief Melas, noch immer ziemlich ungläubig, einen Kriegsrath zusammen. Die Berichte lauteten indeß so übereinstimmend, daß der östreichische Feldherr seinen Plan abänderte. Er beschloß, den General Ott mit dreißigtausend Mann bei Genua zu lassen; General Elsnitz sollte mit

zwanzigtausend Mann die Barbrücke besetzt halten, während er selbst mit zehntausend Mann durch den Engpaß Tenda sich zurück nach Coni begab. Während aber in dem Kriegsrathe, wo diese Maßregeln vorbereitet wurden, man wohl von dem Heranrücken eines feindlichen Truppencorps überzeugt war, glaubte man trotzdem nicht, daß es eine gesammte große französische Armee sei, noch weniger kannte man den General, der diese so unerwartet erschienenen Truppen commandirte. Man rieth hin und wieder, dieser und jener französische Feldherr ward genannt, aber aus diesem und jenem Grunde wieder bezweifelt. Keiner der Generale hatte eine Ahnung, daß der gefürchtete Erste Consul selbst an der Spitze stehe.

Der Kriegsrath wollte so eben auseinander gehen, als der Rittmeister Trautmannsdorf gemeldet wurde, der von Melas auf Recognoszirung bis an die Ufer des Po gesendet worden war.

„Nun, Trautmannsdorf," rief Melas dem Eintretenden entgegen, „wer commandirt den räthselhaften Feind, der so plötzlich über die Berge gekommen."

„Excellenz," gab der Rittmeister die verhäng-

nißvolle Antwort, „es ist — Napoleon Bonaparte.“

Bei diesem Namen gerieth die ganze Versammlung in die höchste Aufregung. Die Meisten bezweifelten die Nachricht und führten eine Menge von Gründen auf, ihren Zweifel zu rechtfertigen.

Unter den Hauptzweiflern befand sich Melas.

„Meine Herren,“ sprach Trautmannsdorf, „ich gebe mein Ehrenwort, daß ich mit meinen eignen Augen den Ersten Consul über ein Bataillon Consulargarde habe Revue abhalten sehen. Er ritt einen Schimmel und ist mir seine Persönlichkeit aus dem frühern Feldzuge nur zu sehr in Erinnerung.“

„Dann ist es auch kein vereinzeltes Corps,“ riefen mehrere Generäle, „an die Spitze eines solchen stellt sich ein Bonaparte nicht. Wir haben es mit einer jungen französischen Armee zu thun.“

Dem greisen Melas, dem die Schreckensmähr wie ein böser Traum erschien, begann der Kopf zu wirbeln. Er war ein tüchtiger Feldherr, wie er zu allen Zeiten bewiesen, aber der genialen Kriegsführung Bonapartes war er nicht gewachsen.

Das urplötzliche und völlig unerwartete Erscheinen dieses gefürchteten Mannes hatte auch seinen Plan dermaßen gestört, daß seine Lage in der That sehr bedenklich war. Von seinen hundertzwanzigtausend Mann hatte er wenigstens fünfundzwanzigtausend vor Genua und am Var verloren. Die Streitmacht, die ihm verblieb, war in ganz Sardinien zerstreut. General Ott stand mit dreißigtausend Mann vor Genua, General Elsnitz mit fünfundzwanzigtausend am Var. General Kaim, der den Auftrag hatte, mit zwölftausend Mann die Ausgänge von Susa und Pignorol zu bewachen, hatte Susa verloren und zog sich auf Turin zurück. General Hadick, welcher mit zehntausend Mann in den Thälern von Aosta und der Sesia stand, war von dem heldenkühnen Lannes eine bedeutende Strecke zurückgeworfen worden. General Bukassowich beobachtete mit viertausend Mann die Thäler des Simplon und Sanct Gotthard; aber in welche Gefahr mußte er gerathen, wenn Moncey, der vom Gotthard kam, ihn angriff? Melas selbst befand sich mit zehntausend Mann in Turin. Wenn nun Napoleon Bonaparte mitten in diese zerstreuten östrei-

chischen Heerestheile mit seiner vereinten Macht, deren Stärke man nicht einmal kannte, hereinbrach und bei seinem großen strategischen Genie den einen von dem andern trennte, schlug und vernichtete?

Während aber im östreichischen Hauptquartiere ob der völlig unerwarteten Wendung der Dinge große Bestürzung und Rathlosigkeit herrschte und man einen Tag nach dem andern verstreichen ließ, ohne einen entscheidenden Entschluß zu fassen, war im Lager des Ersten Consul gleichfalls großer Kriegsrath, in welchem mit um so größerer Entschlossenheit, Raschheit und Energie berathen wurde. Der französische Feldherr befand sich, was die Zerstreutheit seiner Truppencorps anlangte in ähnlicher Lage wie die Oestreicher. Die Franzosen waren in vier von einander ziemlich entfernt gelegenen Punkten über die Alpen gegangen. Sie kamen vom Mont Cenis, vom großen und kleinen Sanct Bernhard und vom Sanct Gotthard herab. Die Hauptaufgabe bestand jetzt, diese Truppencorps zu vereinigen, dem östreichischen Oberfeldherrn den Rückzug abzuschneiden und dem hart bedrängten Massena, der auf's Aeußerste gebracht, die rettende Hand zu reichen.

Nach Uebersteigung des Sanct Bernhard hatte der Erste Consul zur Rechten den Mont Cenis und Turin, zur Linken den Sanct Gotthard und Mailand und funfzig Stunden vor sich Genua mit dem daselbst eingesperrten Massena.

„Was ist jetzt zu thun?" frug er im Kriegsrath, welchen die erfahrendsten Generale beiwohnten.

„Wir müssen uns rechts halten, meiner Meinung nach," sprach Berthier, „nach dem Mont Cenis zu und dem General Thürreau die Hand reichen."

Bonaparte dachte einige Augenblicke über diese Idee nach. Dann schüttelte er den Kopf.

„Nein," sprach er, „da würden wir nur einen sehr geringen Erfolg haben. Erstens setzten wir uns einem Zusammentreffen mit Melas aus; dies möchte bei der zerstreuten Stellung seiner Truppen noch gehen; aber die Hauptsache ist zweitens, daß, wenn wir uns rechts wenden, wir dem Feinde die Rückzugstraßen nach Mailand und Piacenza Preis geben."

„Es hätte sich fürwahr nicht der Mühe verlohnt," fuhr er fort, „so große Anstrengungen zu machen, über die Alpen zu gehen, um dem Feinde

die Rückzuglinie abzuschneiden, sie, nachdem sie in unsrer Hand ist, freiwillig aufzugeben. Was ist Eure Meinung Lannes?"

„Ich bin dafür," rief der Roland von Frankreich, „daß wir durch die zerstreuten Oestreicher mitten hindurch brechen, um je eher je lieber Genua zu erreichen und Massena frei zu machen."

„Das wäre zwar sehr kühn," meinte der Erste Consul, „aber fürwahr nicht klug. Wir müßten Thürreau und Moncey ganz unberücksichtigt lassen und würden unsre ganze Verbindung auf's Spiel setzen. Wir wissen nicht, mit welcher Macht wir auf diesem Wege zusammentreffen, wir opfern unsere Rückzuglinien und die Alpen auf. Thürreau und Moncey wären sich ganz überlassen und würden sich wahrscheinlich, Gott weiß nach welchen Abenteuern und Niederlagen, nach dem Mont Cenis und Gotthard zurückziehen müssen. Hätten wir Massena auf geradem Wege zu Hülfe eilen wollen, so mußte das von Toulon und Nizza geschehen."

Sonach ward auch dieser zweite Plan verworfen. Es wurden jetzt von den versammelten Generalen noch eine Menge Vorschläge zur Berathung

gebracht, aber keiner erfreute sich einer allgemeinen Beistimmung.

Der Erste Consul, welcher die Hände auf dem Rücken schweigend auf und abging, hörte lange Zeit den Verhandlungen des Kriegsraths zu. Keiner der Vorschläge, welche die unterschiedlichen Generale zur Berathung gebracht, fand auch seine Billigung. Endlich war sein Plan fertig, sein Entschluß gefaßt. Er trat in den Vordergrund.

„Meine Herren," sprach er, „uns bleibt nur Eins übrig. Wir müssen uns links halten, nach dem Gotthard und Mailand zu, uns mit Moncey vereinigen. Auf diese Weise ziehen wir unser stärkstes Nebencorps heran und bringen unsre Macht auf sechzigtausend Mann. Wir besetzen die Hauptstadt Oberitaliens, bringen die den Oestreichern feindlich gesinnten Bevölkerungen im Rücken des Feindes zum Aufstande, nehmen alle Magazine weg, bemächtigen uns der Polinie und aller Brücken über diesen Strom. So halten wir den Baron Melas fest und indem wir auf beiden Seiten des Po's Terrain gewinnen, schneiden wir dem Feinde alle Straßen ab, auf welchen er entrinnen könnte."

Die gesammte Generalität, die Einfachheit, Klarheit, Sicherheit dieses Plans erkennend, sprach fast einstimmig ihre Zustimmung aus, indem man zugleich sich der Bewunderung ob des außerordentlichen militairischen Talents Bonapartes nicht enthalten konnte.

Nur Lannes war der Einzige, welcher die Frage aufwarf, was aus Massena werden solle?

„Ich habe ihn nicht vergessen," erwiderte der Erste Consul, „seine Befreiung wird allerdings um acht bis zehn Tage hinaus geschoben, aber unser Erscheinen in Mailand wird allein hinreichen, ihm Luft zu machen; denn Melas wird sich beeilen die Corps von Genua und von Bard an sich zu ziehen."

„Sollte jedoch auch," fügte er nach einer Pause hinzu, „der Vertheidiger Genuas unterliegen, so ist dies nur das letzte große Opfer, das man der edeln, unglücklichen Armee von Ligurien auferlegt, um einen großen, umfassenden Plan gelingen zu machen."

Kaum war der Plan Bonapartes von den versammelten Oberoffizieren genehmigt, als man darauf bedacht war, ihn auf's Schnellste in Aus-

führung zu bringen. Sonach wandte sich mit seltener Raschheit die gesammte Armee nach dem linken Poufer. General Lannes erhielt den Befehl so viel als möglich Kähne zusammen zu bringen und sie so zu vertheilen, daß es den Anschein gewinnen mußte, als wolle man Brücken schlagen, um nach Piemont überzugehen. Hierdurch sollte der öftreichische Feldherr zum zweiten Male getäuscht werden, und diese Absicht gelang vollkommen. Beim Anblick dieser Bewegung gab sich Melas noch immer der trügerischen Hoffnung hin, die Franzosen seien nur in geringer Anzahl über die Alpen gekommen. Da es den Anschein hatte, als wolle der Erste Consul über den Po gehen und nach Turin vorrücken, so glaubte man öftreichischer Seits genug gethan zu haben, wenn man alle Brücken abbreche und mit etwa dreißigtausend Mann den Uebergang über den Po streitig mache. Melas gab sich der Hoffnung hin, sich auf dieser Linie halten zu können, ohne genöthigt zu sein Genua und den Var, an welchen zwei Punkten man bereits so viel Opfer gebracht hatte, aufgeben zu müssen. Er zog das Corps des General Hadick an sich, welches aus dem Aostathale herbeikam,

alsdann den General Kaim, der mit zehntausend Mann bei Susa stand. So brachte er sein Heer auf dreißigtausend Mann.

Der Erste Consul machte mit großer Befriedigung die Bemerkung, daß sich Melas abermals habe täuschen lassen; während also die Oestreicher bei Turin sich sammelten, in der Erwartung den Feind gegen diese Stadt vordringen zu sehen, wandte sich Bonaparte plötzlich nach Mailand. General Lannes, von welchem die Oestreicher glaubten, daß er den Po aufwärts marschiren würde, that gerade das Gegentheil und ging abwärts. Er rückte auf Pavia zu, wo sich die bedeutendsten östreichischen Magazine für Lebensmittel und Artilleriebedarf befanden. Zugleich war der genannte Ort einer der wichtigsten Verbindungspunkte, weil er sowohl den Uebergang über den Tessin, wie den Po beherrschte. Die ganze Armee folgte dieser allgemeinen Bewegung gegen Mailand.

Am einunddreißigsten Mai erreichte das französische Herr die Ufer des Tessin, eines sehr breiten und tiefen Stromes. Man hatte keine Kähne zum Uebersetzen und am gegenseitigen Ufer gewahrte man beträchtliche Abtheilungen Reiterei, die

zum Corps des General Bukassowich, das den Simplon und diesen Theil der Alpenausgänge bewachte, gehörte. Hinter dem Tessin zieht sich bis Mailand ein breiter Canal. Dieser läuft eine geraume Strecke parallel mit dem Tessino, wodurch eine lange Landzunge gebildet wird. Die östreichische Cavallerie konnte sich auf diesem ungünstigen Terrain nur mit Mühe bewegen und vermochte also nicht von ihrer Kraft Gebrauch zu machen. Vermittelst einiger Kähne, welche die Bauern versteckt gehabt, aber gern den Franzosen ausgeliefert hatten, setzte General Girard einige schwache Truppenabtheilungen über den Fluß und warf sich sofort auf die östreichische Vorhut. Nach und nach, durch ununterbrochenes Hin- und Wiederfahren der Kähne und durch Artillerie, die am Ufer ihr Feuer begann, unterstützt, griff er muthig auch die östreichische Cavallerie an, die sich, da es ihr an gehörigem Raum fehlte, in keinen ernstlichen Kampf einzulassen wagte. Er brachte die feindlichen Schwadronen zum Weichen und zwang sie bis zu einer Brücke zurück zu gehen. Girard hatte in kurzer Zeit einige Compagnieen übergesetzt, mit welchen er kühn vordrang und sich der erwähnten Brücke be-

mächtigte. Da wirbelte in der Ferne Staub auf und lange, tiefe Colonnen feindlicher Infanterie rückten heran. Es war Bukassowich mit fünftausend Mann. Der tapfre Girard kämpfte jetzt heldenmüthig mit seiner Hand voll Soldaten gegen die Uebermacht. Es galt die Brücke von Turbigo. Sie war für die Franzosen ein wichtiger Schlüssel zum Uebergang über den Tessino. Mehre Stunden lang hielt sich Girard mit beispielloser Tapferkeit. Er wußte, was es galt. Die Brücke von Turbigo sollte sein Termopilä werden. Das Heldenhäuflein stand in Dampf und Flammen. Da plötzlich ward das feindliche Feuer schwächer, und mit Frohlocken bemerkte die Heldenschaar, wie General Monnier, dem es gelungen war, unterhalb mit einigen Truppen überzusetzen, der öftreichischen Infanterie in die Flanke fiel. Das war wahre Hülfe in der Noth. Bukassowich ward zurückgedrängt und jene Linie, welche die Franzosen aufhalten sollte, ward durch ein bloßes Vorhutgefecht geworfen.

Am folgenden Tage ging die gesammte französische Armee über den Tessino. Bukassowich, welcher jetzt fürchtete, von der französischen Haupt-

armee und dem vom Sanct Gotthard daherkommenden Corps des General Moncey in die Mitte genommen zu werden, wich eiligst zurück. Er nahm seinen Weg über Mailand und Lodi, marschirte hinter die Adda, nachdem er dreitausend Mann Besatzung in der Citadelle von Mailand zurückgelassen hatte.

So war denn auch dieses große Unternehmen, wodurch die östreichische Armee vom Vaterlande gänzlich abgeschnitten wurde, vollkommen gelungen. Napoleon Bonaparte marschirte nach Mailand. Tausendstimmiger Jubelruf scholl zu dem blauen Junihimmel empor, als die Thürme der Hauptstadt der Lombardei am Horizonte emporstiegen. Bei diesem Anblicke und indem man durch die gesegneten Fluren der Lombardei dahin marschirte und zur Rechten und Linken Orangenhaine dufteten, waren alle Eisfelder, Gletscher, Abgründe, Gefahren und Strapazen vergessen. Malerisch, als ging es zum Feste, bewegten sich die französischen Colonnen durch die gesegneten Fluren. Aus aller Munde scholl begeistert das Lob für den großen Bonaparte. Doch er, der so Großes vollbracht, sollte noch Größeres vollbringen.

Eilftes Kapitel.

Es war ein herrlich Leben im Himmelsaal Italien. Die Franzosen wurden überall vom Volke als Befreier begrüßt und auf das wohlwollendste und gastfreundlichste aufgenommen. Dazu rings umher die blühende und fruchtbare Natur und der heitre Sinn der Bewohner. Ueberall tönte Musik und froher Gesang, überall Tanz und Becherklang unter den alten Linden. Nur in dem Kloster des heiligen Januarius, das von frommen Mönchen bewohnt war und wo der kleine Tambour im Quartier lag, herrschte eine feierliche Stille. Laut hallten die Schritte wieder, wenn man durch die hohen Kreuzgänge ging und friedvoll klang die Abendglocke vom Klosterthurme hernieder. In stillem Frieden ruhte der durch eine hohe Mauer von der Außenwelt abgeschlossene Klostergarten. Hier

blühten, von den Mönchen auf das Sorgsamste gepflegt, die seltensten Blumen. Viele stammten aus dem fernen Indien, aus Persien und Palästina und waren von frommen Pilgern dem Kloster verehrt worden. Schweigend blickte die Silberfläche des Klosterteichs durch das Laubgrün. Schneeweise Schwäne zogen auf der klaren Fluth ihre silbernen Kreise.

Niemand befand sich aber in diesen grünen Räumen glücklicher als Pius, welcher hier die schönste Gelegenheit hatte an der fremden Blumenwelt seine botanischen Kenntnisse, welche er seinem Lehrer Renaud verdankte, zu erweitern. Der Jüngling erfreute sich durch sein bescheidnes Benehmen und durch seinen gebildeten Geist der allgemeinsten Theilnahme der Mönche. Besonders hatte ihn der bejahrte ehrwürdige Pater Ambrosio in's Herz geschlossen, mit welchem man Pius oft die schattigen Laubgänge des Klostergartens einsam wandeln sah. Der alte Mann erfreute sich innig des aufgeweckten Geistes und der Lernbegierde des angehenden Jünglings. Seine Vorliebe ging selbst so weit, daß er Pius gestattete, die Klosterbibliothek zu besuchen, deren Aufseher er war. Was

aber den Aufenthalt in dem Kloster des heiligen Januarius für Pius ganz besonders angenehm machte, war der Umstand, daß Renaud, der unfern im Quartier lag, ihn öfters besuchte. Auch Renaud war mit den Mönchen bald wohlbekannt und war stets ein gern gesehener Gast im Kloster.

Als das Hauptquartier vorwärts ging, und Renaud demselben folgen mußte, blieb Pius gleichwohl noch längere Zeit im Kloster zurück, weil sein Regiment einem abgesonderten Corps angehörte, welches die einmal genommene Stellung eine geraume Zeit zu behaupten hatte.

Der ehrwürdige Pater Ambrosio, welcher Pius so lieb gewonnen, erzählte demselben oft von seinen weiten Reisen, die er in frühern Zeiten als Missionär unternommen. Er war bis nach China vorgedrungen und wußte viel von diesem seltsamen Lande mitzutheilen. Auch im schönen Indien unter den Hindus hatte Ambrosio einige Jahre verlebt und wußte das Leben daselbst nicht angenehm genug zu beschreiben. Besonders die prachtvolle Pflanzenwelt stand noch so lebhaft in seiner Erinnerung, daß er ein herrliches Gemälde davon entwarf. Er führte Pius nach der Abtheilung des

Gartens, wo einige Palmenarten obschon nur dürftig gediehen.

„Nun denket euch," sprach er, „diese Palmen, die Ihr hier nur als Zwerge erblickt zu himmelhohen Bäumen emporgewachsen, umwuchert von Lianen und behangen mit den prächtigsten Früchten, dann erst bekommt ihr einen Begriff von der Vegetation Hindostans. Unsre edelsten Bäume, die Orangen, der Weinstock erreichen unter jenem glücklichen Himmel eine außerordentliche Größe und dazwischen blühen die wundervollsten Blumen in der mannigfachsten brennenden Farbenpracht. Aber trotzdem hat auch jenes Paradies seine Nachtseiten. Im weichsten Moose, unter den glänzendsten Blumen lauern die giftgeschwollenen Schlangen, heimtückische Scorpione und flattern, wenn die Sterne sich in den heiligen Fluthen des Ganges spiegeln und in stiller Sommernacht das ermüdete Haupt zur Ruhe senkt, die unheimlichen Vampyre herbei, wehen dem Schlummernden mit ihren Fledermausflügeln Kühlung zu und küssen seine Wangen so lange, bis sie bleich und bleicher werden und endlich in die Blässe des Todes übergehen."

„Da lob' ich mir doch mein Frankreich," sprach

Pius, „müssen wir daselbst auch auf die tropische Blumenpracht, auf die herrlichen Früchte des tiefen Südhimmels verzichten, sind wir doch auch von den Schlangen und dem andern giftigen Gewürm befreit.“

„Der grundgütige Gott,“ sprach Ambrosio, „hat es in seiner Weisheit so eingerichtet, daß jeder Himmelsstrich seine Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, seine Licht- und seine Schattenseiten darbietet.“

„Aber die giftigen Schlangen,“ meinte Pius, „hätte der liebe Gott weglassen können, sie verbittern ja dem armen Menschen nur das Dasein.“

„Ei, ei,“ rügte mit mildem Ernste der Greis, „wie höre ich meinen Pius sprechen. Jedes Geschöpf hienieden ist ein Geschöpf Gottes und hat seinen heiligen Beruf, wenn wir kurzsichtigen Menschen dies auch oftmals nicht einsehen. Wenn die giftigen Thiere nicht ihren guten Zweck hätten, würde sie ein weiser Vater nicht erschaffen haben. Uebrigens hat er uns zugleich Vernunft und Verstand, Klugheit und Vorsicht gegeben, damit wir uns wohl vor Schaden behüten können. Der Mensch ist vom Schöpfer so reich mit Geist aus-

gestattet worden, daß er sich alle Thiere und wären sie ihm an physischer Stärke hundertmal überlegen unterthan machen kann.

„Ehrwürdiger Vater," bat jetzt Pius, „Ihr habt mir immer versprochen, mich einmal in die Tiefe des Meeres schauen zu lassen, aber Euer Wort noch immer nicht gehalten. Wer weiß, ob nicht die nächste Stunde den Befehl zum Abmarsch bringt. Darum bitt' ich, verschiebt diese Mittheilung nicht länger. Ich brenne vor Begier, zu wissen, wie es in den Tiefen des Meeres aussieht."

„Mein Sohn," antwortete Ambrosio, „das ist ein ziemlich umfangreiches Kapitel und ich würde Euch lange Stunden zu erzählen haben, wollte ich es erschöpfen, doch kommt dort nach der alten Linde, unter derem Schatten sich's so gut ruht. Da will ich Euch das Merkwürdigste erzählen aus den Tiefen des Meeres, wie es erkannt worden ist von unseren erleuchtetsten Forschern."

Gern folgte Pius dem guten Alten. Man nahm Platz unter der schattenreichen Linde und Ambrosio begann:

„Ich habe oft in meinen jüngeren Jahren stundenlang an den Ufern der Südsee gesessen und

dem geheimnißvollen Wellengekräusel zugeschaut, das sich in ununterbrochener Eintönigkeit vernehmen läßt; ich habe oft über die blaue Fläche dahingeschaut, wenn von der Abendsonne vergoldet ein Schiff die weiche Fluth durchschnitt, aber nie hätte ich geahnt, welch' eine reiche wundervolle Welt da unten die Tiefe verborgen hält, denn fürwahr, derjenige irrt sehr, der das Weltmeer nur für ein ungeheuer Volumen von Sauer- und Wasserstoff hält. Das Meer hat seine Berge und Thäler, seine Alpen und Abgründe, seine Hochebenen und Niederungen, seine Moorlager und Wiesen, seine Savannen und Prärien, seine Quellen und Ströme, seine Urwälder, seine Gärten und Blumenpyramiden, überhaupt seine Landschaften, die prachtvoller und feenhafter sind, als irgend eine Landschaft der Oberwelt."

Pius hörte mit großer Verwunderung zu.

„Also auch Pflanzen grünen und Blumen blühen tief unten im Meere?"

„Allerdings," antwortete Ambrosio, „zwar gedeiht auf dem öden Meeresboden nur eine Art des Pflanzenreichs, sie umfaßt die zahlreichen Gattungen der sogenannten Tange, aber diese Gattun-

gen sind in so reicher Anzahl und in so ungeheurer Länge vorhanden, daß sie im Stande, die Tiefen des Meeres in märchenhafte Zaubergärten umzugestalten."

Auf die Anfrage des kleinen Tambours, nach der nähern Beschaffenheit dieser Tange, fuhr Ambrosio fort: „die Tangarten reichen von moosartiger Kleinheit bis weit über die stolze Höhe der Eichen. Viele werden siebenhundert, ja bis funfzehnhundert Fuß hoch. Während das prächtige goldrothe Korallenmoos das niedliche Miniaturbild eines unendlich verzweigten Baumes darbietet und das purpurrothe Stengelmoos Irlands sich in ein zollbreites handförmiges Blatt erweitert, streben andere Arten der Tange gleich den Palmen stolz in die Höhe und sind ihre Kronen mit goldenen Blattfächern bedeckt. Und wie die Blätter und Zweige der Wälder des Festlands sich wiegen und schaukeln auf den elastischen Wellen der Lüfte oder stöhnend und ächzend mit dem Sturme ringen, so wiegen und schaukeln sich die klafterlangen Tangblätter auf den Meereswogen, ringen mit dem Orkane, der sie mit aller Gewalt loszureißen bemüht ist. Zuweilen gelingt es ihm und dann

treibt er diese Tange in meilenlangen, und viele hundert Fuß breiten Streifen nach den Küsten, wo sie den Schiffern zum Schutze dienen und manches Menschenleben gerettet haben. Diese Tangarten sind, einzeln betrachtet, Gewächse von seltsamster, üppigster Verzweigung. An vielen Stellen ist der Meeresboden von dichtem Urwalde bedeckt, Pflanze drängt sich an Pflanze, Zweiggebüsch an Zweiggebüsch. Den Boden bedecken winzige Wasserfäden, rothe Stockpflänzchen und die braunen rothen Wurzelmoose mit ihren zollhohen Fadensträuchern wie ein fein gewirkter Teppich, auf welchem Sammetschillernder Meerlattich seine gekräuselten Salatblätter behaglich ausbreitet, ein Weideplatz für friedfertige Schnecken und unbeholfne Schildkröten. Dazwischen glänzen die mächtigen Blätter der mandelförmig gebildeten Irideen in rosenroth und scharlach, während an den Klippen die olivenfarbigen Tanggewächse sich hinziehen, zwischen denen die prächtige Meerrose leuchtet in zartem Farbenspiel. In großen Büschen erhebt sich über diesen bunten Sträuchern die Meerlilie, die gelb, grün und rothschillernd sich bald als Riesenfächer ausbreitet als mehre Fuß

langes Blatt im Strome schwankt und seltsam netzförmig durchbrochen ist."

Pius war ganz Ohr ob der völlig neuen Welt, die der ehrwürdige alte Mann ihm aufschloß und hütete sich wohl, durch eine Frage den Vortrag zu unterbrechen.

„Als Bäume," fuhr Ambrosio fort, „ragen noch weiter in die Fluth hinein die dreißig Fuß langen Laminarien, die gleich breiten Bändern dahin wallen und welche Birnengroße Blasen anstatt der Früchte tragen. Neben ihnen breiten sich langgestreckte Alarien aus, deren Stamm von einem manschetten ähnlichen Blattbüschel umfaßt, nach Oben zu in ein riesiggroßes, funfzig Fuß langes Blatt sich ausbreitet. Aber noch höher treibt der Meerurwald seine Bäume, denn die Nereocysten steigen siebzig Fuß hoch empor, indem sie mit einer corallenartigen Wurzel beginnen, aus welcher der fadendünne Stiel wächst, der sich mehr und mehr verdickt, bis seine traubenförmige Gestalt zu einer mächtigen Blase anschwillt, auf welcher wie ein Helmbusch ein dichter Büschel dünner, funfzig Fuß langer, Blätter hin und wieder schwankt. Das sind die Palmen des Meeres."

Ambrosio ließ jetzt eine Pause eintreten und Pius konnte nicht umhin, seine größte Bewunderung auszusprechen ob dieser unterseeischen Wunderwelt.

Nach einiger Zeit fuhr der Mönch fort: „Blicken wir noch einmal hinab in diese Märchenwelt. Der gelbe Tang schlingt sich um die zinoberrothe Koralle, über welche der Nautilus dahinschwimmt mit segelartig ausgebreiteten Armen. Die Pracht der Farben, ihr bunter Wechsel, das Funkeln und Flimmern der Thiere, Korallen und Pflanzen versetzt in eine Feenwelt mit Krystallschlössern und Wunderblumen. Welch reiches mannigfaltiges Leben an den Korallenbäumen, welch blendendes Leuchten der Meermedusen durch die Purpurgipfel der Tangpalmen; welch ein Funkensprühen durch die blauen und olivengrünen Hecken der Röhrenalgen, als zeigten sich Millionen Feuerwürmchen. Welche Fülle seltsamer Muschel-, Krebs- und Fischgestalten, bald klumpig, bald zusammengerollt, bald wie langgezogene flatternde Silberbänder; hier rund, dort thurmartig, mit zierlich ausgezackten Spitzen; hier mit langen Stoßzähnen und zackigen Sägen bewaffnet; dort sich unsichtbar machend durch aus-

gespritzten trüben Saft; hier nackt und walzenförmig mit breitem, kolbigem Kopfe, dort behaart und rundköpfig; hier glasige Augen und unheimlich gelben Schein, dort menschenartige Klugheit aus schwarzen Augen. Während die hellrothen und goldgelben Stab- und Moospflänzchen am Boden haften, wie hängengebliebene Sonnenstrahlen, während die Palmen des Meeres grünlich golden schimmern, als wären sie umstrahlt von brennendem Abendroth, irren durch diese Waldriesen zackige Seesterne, haften wie versteinerte Blumenblätter an den Stämmen buntgestreifte Muscheln, rudern unförmige Pottfische in stummer Bewunderung durch diese Zauberwelt und jagen gierige Haifische nach spielenden Macrelen. Ruhig beobachtet die auf den sanft sich wiegenden Meerpalmen ruhende Meerotter, wo sie im Sonnenschein ausruht, das Haschen und Fliehen und Kämpfen ringsumher und blickt gierig hinüber nach den freien Stellen des Urwaldes, wo die Meerkühe, Wallrosse und Meermädchen weiden."

„Aber da unten in jenen unergründlichen Tiefen herrscht, schlimmer wie auf der Oberwelt, kein Frieden. Das Meer ist der Schauplatz endlosen

Mordens, der wildesten Kämpfe, die Heimath der gierigsten Raubthiere. Im Meere ist ein freud- und ein friedloses Dasein, ein unaufhörliches Jagen und Entfliehen, Fassen und Verschlingen. Unendlicher Haß wohnt in den kalten, gefühllosen Gewässern, denn durch ein nie ruhendes Zerstören erhält sich das unendliche Leben der Meereswelt. Da ziehen die Löwen, Tiger und Wölfe der Tiefe, die Krokodile und Riesenschlangen des Oceans tagtäglich auf Raub aus und morden ganze Geschlechter; da breiten Medusen und Polypen ihre Fangnetze aus nach dem unvorsichtig umhertändelnden Räderthierchen, da verschlingt der Wallfisch Billionen Quallen auf einem Schluck; da haschen flüchtige Adler und Möven nach dem luftathmenden Seehahn mit den bunten Schmetterlingsartigen Flügelflossen; da jagen Schwertfische und Seelöwen nach dem Elephanten und Rhinozeros des Weltmeeres; da lauern endlich Schmarotzerwürmer um sich in die Fetthaut des müßig umherrudernden Thaufisches einzubohren. Alles jagt und mordet; aber kein Kampfgebrüll, kein Schrei des Schmerzes, kein Jubellaut des Sieges wird gehört. Die Schlachten werden in unheimlicher Stille geliefert, die nur

das Plätschern der gepeitschten Wellen, das zuckende Aufspringen der zum Todte Verwundeten unterbricht. Siehe, wie diese Riesenkühe des Meeres sich einander von den besten Weideplätzen verjagen; wie der Seehund flüchtet, wenn der Haifisch naht, wie hastig das Borkenthier an den Zweigen reißt, daß die angeklammerten Schnecken klappernd herabfallen. Eben weiden die Heerden in behaglicher Ruhe in der dämmrigen Kühle des Meerbodens, da schleicht der hungrige Hai heran; seine glassigen Augen leuchten in unheimlichen Schauer wie Eulenaugen und suchen nach Beute. Bald bemerkt ihn der Seehund und flüchtet in das dichteste Gebüsch des Tangwaldes. Im Nu verändert sich die Scene. Die Muschel klappt ihr Gehäuse zu und stürzt sich in die Tiefe, die Schildkröte verbirgt sich unter ihr Horndach und läßt sich rasch zu Boden sinken, die tändelnden Fischchen verschwinden, die Krebse schlüpfen unter die Wurzeln, das junge Wallroß aber wendet um und hält an, dem gefährlichen Feinde seine Stoßzähne entgegenzukehren. Der Hai sucht ihm die wehrlose Seite abzugewinnen. Der Kampf beginnt. Er zieht sich hinein in den Tangwald, in dessem

Zweignetz die Kämpfer sich hier und da mit ihren Floßen verwickeln. Endlich gelingt es dem gewandteren Hai dem Feinde die eine Seite zu zerfleischen, worauf dieser in Todespein in den tiefern Wald flüchtet, wo er sich festrennt und von dem Sieger verzehrt wird."

Pius war ergriffen von der lebhaften Erzählung des alten Mannes. Letzterer fuhr fort: „die Korallenbäume sind die Blumengewächse der Meergärten, die im bunten Farbenglanze die Blumen der Oberwelt bei weitem übertreffen. Denn wenn die Lichter auf der Oberfläche der Erde erblassen und einförmiges Dunkel Berge und Wälder umhüllt, da leuchtet und funkelt es geisterhaft in den Gärten der Meerestiefe, da wimmelt es von zahllosen Funken und Flämmchen unter der Glasdecke der Gewässer. Und was kein Baum der Oberwelt im Stande ist, das vermag die Thierblume des Meeres. Sie wandelt auf und ab auf den Zauberbeeten des Wasserreichs. Ja was kein Baum der Welt vollbringen kann, das führt der erbsengroße Polyp in's Werk. Er baut große gewaltige Steinburgen, haushohe Schlösser in seinen Korallenriffen und Koralleninseln, die spä-

ter dem Menschen eine willkommene Heimath bieten, und auf denen die schlanke Kokospalme ihre grüne Blätterkrone wiegt."

„Werfen wir noch einen Blick nach einem Korallenwald in der Nähe von Ceylon. Hier verwirklichen sich die Märchenträume unsrer Kinderphantasie. Die seltsam verästelten Gebüsche tragen lebendige Blumen. Dichte Massen von Hirnkorallen und Sternkorallen stehen in wunderbarem Gegensatze mit den laub- und becherförmigen Sternstachelkorallen, mit mannigfach verzweigten Stachelkorallen, die theils fingerartige, theils stammartige Aeste, theils ziemliche Verzweigungen besitzen. Das Colorit wechselt vom lebhaftesten Grün mit Braun oder Gelb; vom reichsten Purpur gehen die Farben über zum blassen Rothbraun und tiefstem Blau. Hellrothe, gelbe und pfirsichfarbene Klumpenkorallen sind durchwebt von perlgrauen Spitzenkorallen, der zierlichsten Elfenbeinarbeit vergleichbar. Daneben schwanken in Gold und Lila die gitterartig durchbrochenen Fächer der Hornkorallen. Als Riesencactus in den brennendsten Farben strahlen die großen Seeanemonen. Um die Blüthen der Korallenzweige spielen die Kolib-

ris des Meeres, kleine Fischlein, die im rothen oder blauen Schimmer, bald im goldnen Grün, bald im hellsten Silberglanze funkeln. Dazwischen schwanken leise, wie die Geister der Tiefe die zarten milchweißen und bläulichen Glocken der Medusen durch die schimmernde Zauberwelt. Hier jagen sich die violett und goldgrün schimmernden Isabellen und die feuergelb, schwarz und zinoberroth gefärbten Koketten. Dort schießt wie ein Silberband mit rosigen und azurnen Lichtern der fünf Fuß lange Bandfisch durch die Gebüsche, zwischen welchen fabelhafte Sepien in Regenbogenfarben prangen. Und diese ganze nächtliche Fata Morgana ändert ein Lufthauch. Jede kräuselnde Welle schafft andre Lichtspiele. Bei tiefer Nacht aber leuchten wie Sterne die Krebse und Medusen und im grünlichen Lichte schwankt die am Tage zinoberrothe Seefeder. Während der ganzen Nacht funkelt es überall in allen Farben und durch dieses Zauberreich zieht stillleuchtend der sechs Fuß lange Mondfisch im Silberscheine, während von der Küste Ceylons über den schimmernden Meeresspiegel daher die singende Muschel wie eine Aeolsharfe ihren melancholischen Gesang ertönen läßt.“

Pius hielt bei der letzten Beschreibung der Wunder und der Herrlichkeit die Hände ordentlich andächtig gefaltet.

„Wie groß und herrlich," sprach er, nachdem Ambrosio geendet, „ist doch der Himmelsschöpfer in allen seinen Werken."

„Allerdings, mein Sohn, darum gehört vor Allem Ihm Preis, Dank und Ehre."

„Aber sagt mir," geliebter Vater, erkundigte sich Pius, „dann hängt wohl das berühmte Leuchten des Meeres, von dem ich so Manches gelesen, mit jener unterseeischen Thierwelt zusammen."

„Nicht anders," belehrte Ambrosio, „obschon die Wissenschaft für das Leuchten des Meeres einen zweifachen Grund aufgestellt hat. In manchen Gegenden des Meeres rührt sein Leuchten nämlich nicht von lebenden Seethieren her, sondern von gestorbenen. Tritt in südlichen Gegenden Spiegelglätte des Meeres ein, so malt sich der ganze Himmel prachtvoll auf der stillen Wasserfläche ab und der ganze Ocean schwärmt dann von Billionen Schaalthieren, Monosternen und andern kleinen Wesen, die bald wie Rubinen, bald wie Saphire und Smaragden glänzen. Hält die

Windstille an, so hört die Bewegung dieser kleinen Welt plötzlich auf, das von zahllosen Wesen verdunkelte Wasser wird klar und es verbreitet sich ein pestartiger Geruch, der für die Schiffsmannschaft schon oft tödtlich geworden ist. Dieses massenhafte Sterben ist unschwer zu erklären. Der Wind dient so gut zur Reinigung des Wassers, wie der Luft. Fehlt er eine Zeitlang, so wird das Wasser durch die täglich in zahlloser Masse sterbenden Seethiere mit Kohlensäure geschwängert, und das Athemholen erschwert. Dieses massenhafte Sterben ist aber zugleich mit eine Hauptursache des Leuchtens, doch müssen noch zwei andere Momente hinzukommen, das sind Bewegung und Wärme. Die zahllosen durch das Sterben aufgelös'ten Stoffe leuchten nicht, wenn das Meer ganz still ist. Sammelt man Meerwasser in einem Glase und hält es ganz still, so leuchtet es nicht. Rüttelt man, so sprühen Funken. Ebenso glänzt das Meer nur dann, wenn es bewegt ist und stets am schönsten, wenn starke Stürme es durchwühlen und das Schiff durch hohe Wogenberge jagen. Dann glänzt bei Nacht Alles, was bei Tage Schaum war. Daß übrigens die aufgelös'ten

thierischen Stoffe eine Hauptursache des Leuchtens sind, kann auch noch durch folgenden Versuch bewiesen werden. Seihet man nämlich Meerwasser, von dessen Leuchtbarkeit man sich vorher überzeugt hat, durch feines Fließpapier, so bleiben die thierischen Stoffe zurück und das Wasser leuchtet nicht mehr. Zieht man ferner ein Netz aus dem Meere und hängt es im Dunkeln auf, so leuchtet das Netz oft vierundzwanzig Stunden noch, während das Wasser längst abgelaufen und verdunstet ist.“

„Zu diesem allgemeinen Leuchten des Meeres,“ fuhr der Pater in seiner belehrenden Mittheilung fort, „das von verwesenden thierischen Stoffen herrührt, gesellt sich noch ein theilweises anderes Leuchten, das durch lebende Seethiere bewirkt wird. Mithin leuchtet nie der Ocean selber, sondern immer nur Thierleiber, entweder gestorbene oder lebende. Als ich einmal von Calcuta nach Java fuhr, fing die Schiffsmannschaft einen jungen Hai, der am ganzen Körper leuchtete. Als man das Thier lebend in den dunkeln Schiffsraum brachte, glänzte der ganze Körper bis zum Rachen, was dem Thiere ein fürchterliches, geisterhaftes Ansehen gab. Dieses Ausstrahlen währte ganze

drei Stunden bis zum Tode des Fisches, wo es zuerst am Unterleibe und zuletzt an den Flossen erlosch. Unter den leuchtenden Seethieren zeichnet sich die Steinfingermuschel vor Allen aus. Dieses Thier ist außerordentlich merkwürdig. In einer farblosen durchsichtigen Schale wohnt es in Gestalt einer Pyramide und ist mit zwei Flossen ausgestattet. An dem Theile des Körpers, der in der Spitze der Schale sitzt, befindet sich ein kleines rundes Bläschen, welches bei Nacht einen so hellen Schein verbreitet, daß derselbe sogar gegen das starke Licht einer Lampe gehalten, nicht verdunkelt wird. Ein andres sehr hell leuchtendes Seethier, das mir auf meinen Reisen zu Gesichte gekommen, ist die sogenannte Thalerqualle, die am Rande ihres runden Körpers mit gleichweit von einander dastehenden Punkten versehen ist, welche bei Nacht ein schönes blaues Licht verbreiten. Ist das Thier ruhig, so leuchtet es blos an diesen Punkten, wird es aber von den Wellen hin und wieder geschaukelt, hüllt sich der ganze Körper in einen blauen Schimmer. Bei tiefer Nacht schwimmen diese Thiere wie Fackeln auf dem Meere umher und gewähren einen bezaubernden Anblick. Ich

habe es oft bei dunkler Nacht erlebt, daß das ganze Meer meilenweit wie mit Feuerbränden bedeckt war, welche den ganzen Umkreis erleuchteten und zwar in solchem Grade, daß man, wenn man in der Cajüte an's Fenster trat, recht gut lesen konnte. Außer diesen genannten Thieren giebt es noch eine unendliche Menge, die alle leuchten. Das Meer erscheint durch sie zuweilen milchweiß und gleich vollkommen einer vom Monde beschienenen Schneefläche."

Da die Glocke zum Gebet erklang, so erhob sich der ehrwürdige Alte. Pius aber erfaßte seine Hand und dankte auf's herzlichste für die ebenso belehrende, wie interessante Mittheilung. Er begleitete seinen väterlichen Freund nach dem Kloster, wo ihm eine neue freudige Ueberraschung ward. Renaud war soeben angelangt und eilte auf seinen Schüler zu.

„Mit dem Klosterleben ist's nun aus, mein Freund," sprach Renaud, „es geht wieder in's Leben und Dein Regiment soll uns helfen die Lombardei erobern."

Wie wohl sich Pius bei den guten Mönchen befunden, so that er doch einen freudigen Luft-

sprung, daß es endlich vorwärts gehen sollte. Seine kriegerische Begeisterung siegte über die stille wissenschaftliche Einsamkeit.

„Wann marschiren wir?" frug er.

„Bereits übermorgen früh wird aufgebrochen," gab Renaud zur Antwort. „Morgen hat das Regiment noch einen lustigen Ruhetag; der Erste Consul giebt ihm in dankbarer Anerkennung seiner im gegenwärtigen Feldzuge geleisteten wackern Dienste ein kleines Festin, wo ich das Glück habe, auch dabei sein zu können. Ich marschire erst mit euch zurück."

„Das ist prächtig, Renaud, ei wie viel haben wir uns zu erzählen," rief Pius. „Keine Briefe von Hause erhalten?"

„Alles munter und wohlauf," berichtete Renaud, „doch jetzt komm und zeige mir vor allen die neuen Blumen, die aufgeblüht sind, seit ich nicht hier war."

Mit Freuden erfüllte Pius diesen Wunsch.

„Ei, wirst Du Augen machen," sprach er, „wenn Du die neue Flora anschaust. Man glaubt sich gar nicht mehr in Europa, wenn man zwischen diesen herrlichen, aber wildfremden Blüthen dahin geht."

Ehe am andern Tage Pius zur Parade ausrückte, frug Ambrosio, ob ihm der Jüngling ein halb Stündchen nach seiner Zelle folgen wolle. Gern war Pius bereit hierzu und bald befanden sich die Beiden in dem alterthümlichen Gemach. Der Jüngling hatte noch nie eine Klosterzelle betreten und schaute sich daher verwundert um. Ambrosio, der es bemerkte, sprach: „Da siehst Du, mein Sohn, wie wenig der Mensch braucht, um glücklich und zufrieden zu sein. Hier dieser Bücherschrank, diese Ruhestätte, dieser Lehnsessel und dieser eichne Tisch sind mein ganzer Hausrath.“

„Dafür habt Ihr aber eine um so reichere Aussicht,“ meinte Pius, der durch das Fenster, das nach dem Klostergarten hinausging, schaute.

„Allerdings,“ gab der alte Mönch zu, „an hoffnungreichem Grün fehlt mir's nicht; auch schaut mir ein prächtig Stück Himmel herein. Wie oft sitze ich an diesem Fenster, wenn am Berge die alten Linden ihr grün Gewand anziehen und die Frühlingssänger von dem grünen Dome Besitz nehmen; oder wenn im Herbste das Laub sich zu färben beginnt.“

„Doch,“ fuhr er fort, „ich habe Dich, mein

Sohn nicht heraufbestellt, damit Du die schöne Aussicht bewundern sollst; es ist ein andrer Grund, der mich veranlaßte, Dich zu bitten, mit mir auf meine Zelle zu gehen."

Er stand bei diesen Worten auf und ging nach seinem Bücherschranke, aus welchem er ein Kästchen hervorzog. Dieses kleine Behältniß, aus Mahagoni gefertigt, war wiederholt verschlossen und es kostete dem Ambrosio einige Mühe, um es zu öffnen. Er nahm einen goldenen Fingerring heraus.

„Mein Sohn," begann in liebevollem Tone der Greis, „Du lebst jetzt in einem Lande, wo namentlich die heißblütige Jugend mancher Gefahr ausgesetzt ist. Hüte dich also vor Händeln mit meinen Landsleuten und namentlich wenn Liebes-affairen dabei in's Spiel kommen. Der Italiener ist in diesem Punkte unversöhnlich und es ist leicht, hier seinen tödtlichen Haß auf sich zu ziehen. Ein Menschenleben gilt meinen Landsleuten nichts, wo es gilt, ihre Rache zu befriedigen. Hier nimm diesen Ring, es ist ein ganz einfacher Goldreif, aber er umschließt einen wasserhellen Diamanten. Ich schenke diesen Ring Dir nicht, ich leihe ihn blos, so lange Du italische Luft athmest; Du wirst

mir ihn bei Deiner Rückkehr in's Vaterland wieder zurückstellen."

„Und was hat es hier für eine Bewandtniß mit diesem Ringe, ehrwürdiger Vater," erkundigte sich Pius?

„Du wirst diesen Ring," erklärte der Mönch „an einem Finger Deiner rechten Hand tragen und sobald Du ein Glas mit Wein oder irgend einem Getränke in Deine Hand nimmst, so wirf, ehe Du trinkst einen Blick nach dem Diamanten. Sobald sein Glanz getrübt wird, trinke nicht, denn das Getränk ist vergiftet. Folge stets diesem Ringe. Er kommt aus Freundes Hand und ist Dein treuer Warner. Er wird Dir stets gewissenhaft anzeigen, ob Du dich in Gefahr befindest."

Obschon Pius nicht begriff, wie das mit rechten Dingen zugehen könnte und Zweifel in seinem Innern aufstiegen, so nahm er dennoch den Ring dankbar an. Er wußte, daß diese Gabe ihm aus gutem Herzen gereicht wurde und er durfte sie deshalb nicht zurückweisen.

„Aber, guter Vater," sprach Pius, „wenn ich nun falle im Gefecht, wie wollt Ihr wieder zu diesem Kleinod kommen?"

„Doch, doch," versetzte der Mönch, „meine Brüder sind überall verbreitet, sie kennen die Eigenschaften eines solchen Ringes und werden bemüht sein, sich wieder in den Besitz desselben zu setzen."

Der Greis, bevor er den wunderbaren Talisman an die Hand des Jünglings steckte, sprach eine Art Segen über den Ring aus.

„So," sprach er, als der goldne Reif an Pius rechtem Zeigefinger sich befand, „nun bist Du wenigstens in einer Hinsicht geschützt. Für das Uebrige wird Gott sorgen."

„Aber, guter Vater," sprach der Jüngling in Demuth und Bescheidenheit, „wie komme ich unbedeutender Mensch dazu, daß Ihr mich mit so viel Güte überhäuft?"

„Wir lieben und achten Dich," sprach der Greis, „weil Du ein unverdorbner Jüngling und reines Herzens bist. Bewahre Dir immer diese Reinheit und Du wirst stets Gott und alle gute Menschen zu Freunden haben. Sie seien auch Dein Trost und Deine Stärke, wenn sich Dir Versuchung naht und böse Menschen Dich vom rechten Pfade verlocken wollen. Und nun gehe mit

Gott, mein lieber Pius, und denke zuweilen im Geräusche der Welt und der Waffen an unseren stillen Friedensort, wo gute Menschen wohnen, die Dich lieben und für Dein Wohl beten."

Thränen standen dem Jüngling in den Augen, als er von dem liebevollen Greise Abschied nahm.

„Die Stunden," sprach er, „die ich das Glück hatte, bei Euch zu verleben, mein gütiger Vater, werden stets zu den schönsten meines Lebens gehören."

„Ach," fuhr er fort, „warum kann die ganze Welt nicht eben so friedlich sein, wie Euer Kloster, wo Einer dem Andern, als ächte Bekenner Christi, nur mit Liebe entgegen kommt."

„Mein guter Pius," versetzte Ambrosio, „die Welt soll kein Kloster sein; das hat der himmlische Vater Alles nach weisem Plane eingerichtet. Auch darfst Du ja nicht glauben, daß wir Bewohner des Klosters immer so gut und friedfertig gewesen, wie in der Gegenwart. Es lebt mancher unter uns, der eine gar stürmische Jugend hinter sich hat; Mancher auch, der nicht vorwurfsfrei auf sein früheres Leben zurückblicken kann. Jetzt sind wir aber alle alt, die Täuschungen des Lebens liegen

weit hinter uns; wir sind geprüft worden und darum besser geworden. Für solche Leute eben hat das Klosterleben einen besondern Werth; es ist mehr als ein andres geeignet, uns von der Vergänglichkeit des Irdischen abzuwenden und das Himmlische aufzuschließen."

Die Zeit war abgelaufen. Pius mußte seiner kriegerischen Pflicht genügen und bald wirbelte seine muntre Trommel und rief die in den einzelnen Häusern des Klosterdorfes vereinzelnden Soldaten zum Sammelplatz. Unter fröhlichem Hörnerklang rückte die Compagnie nach dem Vereinigungspunkte des Regiments. Es war das die Klosterwiese, lieblich an einem hellgrünen Birkenwäldchen gelegen.

Renaud hatte den Befehl aus dem Hauptquartiere überbracht, daß sich die ganze Brigade zur Revüe vereinigen sollte. Man vernahm daher auch bald die fröhliche Musik des heranziehenden Bruderregiments, welches zwei Stunden entfernt im Quartier gelegen. Es war dasselbe Regiment, bei welchem Lysiard als Sergeant diente. Bald war die gesammte Brigade auf der Klosterwiese in Parade aufmarschirt. Die Morgensonne spiegelte sich in einem Meer von Bajonnetten. Die Mu-

sikbanden spielten vaterländische Lieder. Das Ganze bot einen ungemein malerischen Anblick. Da standen in schmucker glänzender Uniform jene Colonnen, Kinder des schönen Frankreichs, die über Schnee und Eisgipfel in den Himmelsaal Italia hinabgestiegen waren. Welterobernd wehten ihre Fahnen. Hier und da schaute mit edlem Trotze manches bärtige Antlitz, gebräunt von der Sonne des Morgenlandes, aus der Front. Mancher dieser Krieger hatte den weltberühmten Tagesbefehl der Pyramidenschlacht mit eignem Ohr vernommen, hatte erschaut die Palmen von Palästina, war getragen worden von den gelben Fluthen des heiligen Nilstroms.

Da wirbelte in der Ferne Staub auf. Ein Reiterhaufen sprengte daher, an seiner Spitze Napoleon Bonaparte. Ein Donnerähnliches Vive la république rollte durch die Colonnen bei der Ankunft des großen Sohnes der Revolution. Bonaparte sprang, als er auf der Klosterwiese angelangt war, sofort vom Pferde und durchschritt die Reihen der aufmarschirten Krieger. Hier und da blieb er stehen und zupfte einen der in Reih und Glied stehenden Soldaten am Barte.

„Dich muß ich kennen, Zimmermann," sprach er zu einem riesigen Sapeur, der martialisch mit seinem funkelnden Beile in Parade stand.

„Wohl möglich, Bürger Consul," antwortete in tiefem Basse der Riese, „ich stürzte eben die Erste Palisade in den Graben von Java, als Du keine zehn Schritte weit zuriefst, brav Zimmermann, fahr so fort."

Ueber das Marmorgesicht des Ersten Consul spielte das bezaubernde Lächeln.

„Auch die Oestreicher," sprach er, „besitzen tüchtige Palisaden."

„Sie sind nicht stärker als die der Mameluken," erwiderte der Sapeur.

„Woher weißt Du das?"

„Von Castiglione!"

Bonaparte ging weiter.

„Woher diese Telle?" frug er einen Korporal, indem er auf eine tiefe Schmarre zeigte, die jener im Gesicht trug.

„Eine Kugel bei der Brücke von Lodi schlug sie."

Der Erste Consul kehrte jetzt vor die Front des einen Regiments zurück.

„Die Erste Compagnie soll vorrücken," befahl er.

Sofort setzte sich diese Compagnie, ihren braven Capitain Düfour an der Spitze, in Bewegung und nahm isolirte Stellung vor dem Regiment.

„Capitain Düfour,“ rief der Erste Consul.

Der Gerufene trat einige Schritt vor.

Bonaparte sagte mit lauter Stimme: „Ich spreche Euch den Dank der Republik aus für Euer ebenso umsichtiges als tapfres Benehmen beim Fort Bard. Der Bataillonschef Düfour wird seine brave Compagnie einem andern wackern Mann abtreten und sich nach meinem Hauptquartier begeben.“

Nach diesen Worten ertönte ein Minutenlanger Trommelwirbel zum blauen Morgenhimmel empor.

„Wo ist meine Ordonnanz, der Leutenant Dormans?“

Renaud trat hervor.

„Für die Rettung eines Kameraden aus einem Abgrunde der Alpen werdet Ihr das Commando der Ersten Compagnie übernehmen. An Euren Posten, Capitain Dormans.“

Wieder tönte ein Minutenlanger Trommelwirbel, wo man die Trommel des kleinen Tambour heraushörte, welcher in seinem ganzen Leben nicht

mit solcher Freudigkeit und mit solcher Kraft auf sein Kalbfell geschlagen hatte, als beim neuesten glänzenden Avancement seines Freundes.

Mit einem lauten Hurrah begrüßte die Erste Compagnie ihren neuen Chef. Nur ein Mund blieb stumm. Es war der von Lysiard, welcher vor Kurzem erst in diese Compagnie versetzt worden war und in deren zweitem Gliede stand. Von Neuem von Ingrimm erfüllt wegen der Standeserhöhung seines Landsmanns schwur er demselben Tod und Verderben.

Die Musikbanden begannen zu spielen; der Erste Consul war wieder zu Pferde gestiegen und ließ die Colonnen an sich vorbei defiliren. Als die von Kugeln zerfetzte Fahne des Regiments vorbeikam, die nur noch an ein paar kleinen Stücken Fahnentuch zu erkennen war, entblößte der Erste Consul sein Haupt. Dann kehrte er in Galopp nach dem Hauptquartiere zurück, das nur einige Stunden entfernt war. Die beiden Regimenter setzten sich aber nach ihren Standquartieren in Bewegung. Die Compagnieen trennten sich und als die Mittagszeit herannahte, begab man sich

lustig und wohlgemuth nach den zahlreichen Tafeln die im Freien gedeckt waren.

Die Erste Compagnie des einen Regiments, welche in der Nähe des Klosters des heiligen Januarius lag, deren Capitain Renaud geworden und bei der auch Lysiard als Sergeant und Pius als Tambour dienten, ward von den Mönchen auf das Festlichste bewirthet. Die Gerichte waren auf das Schmackhafteste zubereitet und einen sehr guten Wein hatte der Klosterkeller geliefert. Bald war die allgemeinste Fröhlichkeit unter der schmaußenden Compagnie verbreitet. Renaud war der Held des Tages. Zahlreiche Toaste in Versen und Prosa wurden dem neuen Capitain gebracht. Am lautesten trieb es aber der Sergeant Lysiard Tourquille. Er war unerschöpflich in Trinksprüchen und voller Lobeserhebungen ob seines Landsmanns. Er wäre nie stolz gewesen, meinte er, aber heute, da ein Bewohner seines Dörfleins, ein alter Schulkamerad und Nachbar Capitain geworden, sei er es.

Als die Macht des Weines die Gesellschaft immer fröhlicher stimmte, eilte er mit seinem Glase

zu dem Platze, wo Renaud saß und bat, daß dieser mit ihm anstoßen möchte.

„Capitain," rief er, „ich weiß, ich habe in Paris nicht recht an Euch gehandelt, daß ich Euern Weinrausch benutzte, und Eure gespickte Börse etwas leichter machte. Es war ein toller Jugendstreich; aber Ihr seid edel, Ihr vergebt mir, Ihr habt mir Eure edle Gesinnung auch durch die That schon bewiesen, daß Ihr mich aus dem Abgrunde holtet. Hat Euch auch heute der Erste Consul belohnt, ich bleibe für immer Euer Schuldner. Thut mir Bescheid, vergebt mir, Capitain, Ihr sollt leben."

Renaud in der heitersten Stimmung freute sich wahrhaft über die Reue seines Landsmanns. Er stieß darum aus vollem Herzen an.

„Die Vergangenheit," sprach er, „ist vergessen, es lebe die Zukunft."

„Sie lebe," rief Lysiard, der sich das Ansehen gab, als sei er durch diese Worte Renaud's ganz glücklich geworden, aber im Innern des bösen Menschen kochte es um so ingrimmiger und er sann auf neue Mittel und Wege, wie er seinen Lebensretter zu Grunde richte.

Am wenigsten erfreut bei dem Feste war der kleine Tambour. Wenn ihn auch das Avancement Renaud's einerseits ganz glücklich machte und namentlich der Gedanke, daß er nun mit seinem Freunde bei derselben Compagnie stand, so erschien ihm doch der jetzige Standesunterschied, der ihn von Renaud trennte, so ungeheuer, daß er ganz zaghaft wurde.

„Obschon wir Beide," sprach er, „jetzt einander ganz nahe sind, so werden wir doch weniger mit einander sprechen können, als es früher der Fall war, der Capitain kann sich doch fürwahr nicht beständig mit dem Tambour unterhalten, wie sich überhaupt unser zeitheriges freundschaftliches Verhältniß nicht mehr schicken will."

Auch Lysiard's auffallendes exaltirtes Wesen und seine Lobesergießungen über Renaud wollten ihm nicht gefallen.

Lysiard meint es sicher nicht so, wie er spricht, waren ungefähr seine Gedanken, jetzt da er Renaud nicht mehr schaden kann, spielt er den Schmeichler. Der neue Capitain mag sich nur vor seinem Sergeanten in Acht nehmen. Dieser wird es an Intriguen aller Art gewiß nicht fehlen lassen.

Ein andrer Umstand, der bei Pius die Freude nicht recht aufkommen ließ, war der Gedanke, seinen alten Ambrosio, den er wie einen Vater liebte und verehrte, den nächsten Tag verlassen zu müssen. Als daher der Abend zu dämmern begann, schlich er wehmüthig nach dem Kloster.

Was nützt mir dieser wüste Lärm und Spectakel, es ist weit besser, ich benutze die paar Stündchen und besuche meinen Ambrosio. Da auch Renaud allerhand Abhaltung hatte und sich gar nicht um ihn bekümmern konnte, so ward sein Verlangen nach dem alten Manne immer stärker und es währte nicht lange, saß Pius wieder neben dem geliebten Klosterbruder im stillen Klostergarten, während die lustigen Soldaten überall nach den schmucken Dirnen im Dorfe umhersuchten, denn es sollte das Fest mit einem lustigen Tanze beschlossen werden.

Dem Pater Ambrosio freute innig die treue Anhänglichkeit des Jünglings und bald befand man sich wieder in belehrender Unterhaltung.

„Ihr waret so gütig," sprach nach einiger Zeit Pius, „mir den schützenden Ring zu leihen; aber sagt mir, theurer Vater, giebt es denn kein Mittel

für den Fall, wo es zu spät ist und die Warnung des Ringes nichts mehr nützen kann; ich meine, wenn das Gift bereits genossen ist?"

„Es kommt hier Alles darauf an," antwortete Ambrosio, „von welcher Qualität und welcher Quantität das Gift war, so Jemand genossen hat. Für manche Arten Gifte giebt es allerdings Gegenmittel; aber es existiren auch so feine und furchtbare und schnell tödtende Narcotica, gegen welche alle Heilmittel vergebens angewendet werden. Ich selbst befinde mich im Besitze eines der ausgezeichnetsten Gegengifte, das allezeit gute Dienste leisten wird, wenn die Giftdosis nicht gar zu stark war. Die Anwendung ist freilich nicht ohne alle Schwierigkeit, dem Vergifteten muß so schnell wie möglich eine Ader geöffnet und dies Gegengift mit dem Blute vermischt werden, indem man einige Tropfen in die Wunde fließen läßt. Wenn Du, mein Sohn, darnach Verlangen trägst, bin ich gern bereit, Dir eine Phiole auf den Weg zu geben. Vergiß aber, falls Du es einmal anwenden willst, ja nicht so schleunig wie möglich eine Ader zu schlagen; außerdem wirst Du keine Heilung bewirken."

Pius erklärte sich mit großem Danke bereit, das Gegengift anzunehmen und versprach, falls er einmal in den Fall kommen sollte, davon Gebrauch zu machen, sich genau nach den erhaltenen Vorschriften zu richten.

Indessen rief wieder die Glocke zum Gebet; Ambrosio nahm den Jüngling nochmals mit auf seine Zelle, wo er ihm eine kleine Phiole gab, die mit einer dunkeln Flüssigkeit angefüllt war.

„Zur Heilung," sprach der Greis, „bedarf es nur weniger Tropfen."

Indem Pius seinen Dank aussprach, nahm ihn Ambrosius bei der Hand.

„Ich habe Dir jetzt, mein Sohn," sprach er, „ein Heilmittel für den irdischen Leib gegeben. Jetzt folge mir zum Gebet, wo Dir Balsam für Deine Seele werden wird. Du gehst aller Wahrscheinlichkeit nach blutigen Tagen entgegen, Du weißt nicht, ob Du zurückkehren, ob Du dein Vaterland je wieder sehen wirst. Da ist es allemal nur von Heil, wenn sich die Seele zuvor zu Gott erhebt und um Stärkung für alle Prüfungen die bevorstehen und um den Segen des Himmels bittet."

Dem frommen Jüngling waren diese Worte aus der Seele gesprochen und er folgte dem Greise zum Gebet.

Und die Beiden traten in den heiligen Raum, wo sämmtliche Ordensbrüder versammelt waren. Er war nur düster erleuchtet. Einsam brannte die ewige Lampe. Ein frommer Chorgesang durchklang leise die geweihte Halle. Ein alter Mönch sprach das Gebet und die Weihe des Himmels sank auf den betenden Jüngling hernieder.

Während aber Pius knieend betete, schlich Lysiard verderbenschwanger in der äußern dunkeln Umgebung des Klosters umher und zerarbeitete sein Gehirn, wie er seinem vom Glück verfolgten Landsmann schade.

„Wenn ich dem Menschen mit meinem Schlaftrunke nicht beikommen kann," grollte er für sich, „so erreicht ihn meine Kugel im ersten Gefecht. Einen solchen Glückspilz," fuhr er ingrimmig fort, „bescheint die Sonne nicht wieder, und ich muß allemal den Fußschemmel abgeben, auf welchem er emporsteigt. Wäre ich nicht in den Abgrund gefahren, konnte er noch lange laufen, ehe er es zum Capitain brachte. Und diese solenne Be-

förderung, im Angesicht von zwei Regimentern. O es ist, um selber Gift zu saufen. Und ich, der reichste Sohn von Saint Marcel, muß unter ihm dienen, und er der Habenichts, der zu Hause nicht funfzig Centimen geliehen bekam, ist mein Hauptmann. Hat sich Alles gegen mich verschworen? Giebt es keine Gerechtigkeit auf Erden? Nein es giebt keine, als die, die man sich selbst verschafft."

„Und das will ich auch," fuhr er mit dem Fuße stampfend fort, „einmal muß es doch gelingen. Sechzehnmal hatte man dem vierten Heinrich nach dem Leben getrachtet, das siebzehnte Mal gelang es dem Ravaillac doch."

Von dem Tanzplatze klang jetzt durch die Stille des Abends Musik und Gesang, welche heiteren Töne den bösen Menschen nur noch mehr erbitterten.

„Alles jubelt," knirschte er, „und nur ich habe die Pein. An das Zelt, wo die hohe Generalität poculirt, darf ich gleich gar nicht denken, soll ich nicht vor Ingrimm aus der Haut fahren. Da sitzt Er zwischen seinen Lieutenants ein zweiter Nabob und schlürft behaglich den guten Wein und die Schmeicheleien, die ihm von allen Seiten gebracht werden."

Lysiard mit seinen bösen Gedanken war jetzt bis zu dem großen Klosterthore gelangt, aus welchem zugleich eine kleine Pforte führte. Er wollte eben vorübergehen, als er sich angerufen hörte.

„Herr Sergeant, Herr Sergeant," rief eine gedämpfte Stimme.

„Was giebt's?"

Eine dunkle Gestalt ward jetzt in der kleinen Pforte sichtbar. Es war der Kellermeister des Klosters.

„Guter Herr Sergeant," sprach der Kellermeister, „wie fang ich's nur, da hab' ich etwas ganz Apartes aus unserm Keller, was ganz Feines; ich wollte dem Herrn Capitain gern auch eine kleine Aufmerksamkeit erweisen. Er ist ein gar zu lieber Herr. Er hat uns manchmal im Kloster besucht. Wie fang ich's nur an, auf gute Art, dieses Fläschchen zu präsentiren, auf eine Art, daß er's nicht übel nimmt. Es ist drei und achtziger Lacrimä Christi und der Herr Capitain bekommt ihn nirgends wieder so ächt."

Ein Höllengedanke zuckte bei dieser wohlgemeinten Rede durch Lysiard's Gehirn.

„Ei, mein lieber Kellermeister, nichts ist leichter als dies. Ich bin eben im Begriff mich zu unserm verehrten Herrn Capitain zu begeben. Ich mache mir's zum besondern Vergnügen der Ueberbringer solchen kostbaren Labetrunkes zu sein. Ich werde dem Herrn Capitain den Geber namhaft machen und ich bin überzeugt, daß er sofort ein Gläschen auf Eure Gesundheit leert."

„Ihr seid zu freundlich, Herr Sergeant, und erzeigt mir da einen wahrhaften Gefallen; ich selber wage es nicht, mich in meiner Kutte unter den lustigen Herren Kriegern zu zeigen. Ihr wißt ja, wenn sie ein Gläschen getrunken, da müssen die armen Kuttenbrüder immer her halten und meinten sie es noch so gut."

„Gebt her das Fläschchen," sprach Lysiard „und seid unbesorgt wegen der pünktlichen Besorgung. Ich freue mich wahrhaft, daß ich der glückliche Bote bin, der dem wackern Capitain zum Desert noch dieses geistige Vernügen überbringt."

„Tausend Dank für die Besorgung," rief erfreut der Kellermeister, „und wenn Euch Morgen, Herr Sergeant, ein Hühnchen zum Frühstück gefällig, so bin ich da, versteht Ihr mich."

„Werde so frei sein," erwiderte Lysiard, „ergriff rasch die Flasche, mit welcher er eilenden Schritts in der Dunkelheit verschwand. „Das konnte sich nicht glücklicher treffen," sprach er, als er allein war, „warte Capitainchen, ich will Dir die Lacrimä Christi versüßen, daß Du für immer genug haben sollst." Da der Kork der erhaltenen Flasche ebenfalls mit Staniol überzogen war, so wurde es Lysiard sehr leicht die frühere teuflische Methode in Anwendung zu bringen und den Wein auf eine Art zu vergiften, daß man an der verkorkten Flasche nicht das Geringste bemerkte.

„Warte, neugebacknes Capitainchen," fuhr der Bösewicht fort, „Du sollst es nicht zum Major bringen."

Lysiard war mit seinem Geschäft bald zu Ende und nahte sich dem Zelte, wo Renaud mit seinen Lieutenants und einigen Veteranen beim traulichen Becher saß und wo es sehr laut und heiter herging. Ein alter Feldwebel trug so eben die Schlacht beim Berge Tabor mit dem ihm eigenthümlichen Feuer vor.

„Kleber," erzählte er, „stand mit seiner Division in der Nähe der gesammten Armee des

Pascha von Damaskus. Er meldete seine gefährliche Lage Bonaparte. Dieser ließ ihm sagen, er solle so manövriren, daß er zwischen dem Jordan und dem Heere der Asiaten zu stehen komme. Er selbst werde ihm zu Hülfe eilen. Binnen sechs und dreißig Stunden ist dieses kühne Manöver gelungen. Kaum haben die feindlichen Vorposten die unerwartete Ankunft der Franzosen gemeldet, als es im türkischen Lager lebendig wird. Da Kleber den Feind nicht überfallen kann, muß er auf seine eigne Vertheidigung bedacht sein. In der ersten Bestürzung, die sein plötzliches Erscheinen hervorgebracht, ist es ihm gelungen, sich eines kleinen, für Reiterei unzugänglichen Gebäudes zu bemächtigen. Er besetzt diesen Posten mit hundert Mann und lehnt seine in zwei Vierecke formirte Division an denselben. Die Position der zwei Vierecke zu beiden Seiten der Straße ist derart, daß sich ihr Feuer kreuzt. In den Zwischenräumen ist das Geschütz aufgefahren. Unsre Cavallerie, da an einen freien Gebrauch derselben gegen die zwanzigtausend Reiter des Feindes nicht zu denken ist, hat sich unter den Schutz der Infanterie zurückgezogen."

„In dieser Stellung erwartet Kleber den Angriff des Feindes. Er bleibt nicht lange aus. Die letzten Schattenstreifen der Nacht sind noch nicht ganz gewichen, als einzelne Schwärme türkischer Reiterei auf dem Schlachtfelde erscheinen und das feindliche Lager in immer größere Bewegung geräth. Das Wiehern und Gestampfe der Rosse, das Geschrei auf dem von den Feinden besetzten Feld wird immer vernehmbarer. Endlich steigt die Sonne in ihrer Pracht empor und beleuchtete eine unabsehbare Linie von Cavallerie, welche das Häuflein der Franzosen in weitem Halbkreis umschließt. Die stattlichen Rosse, die Turbans und Reiherbüsche, die in der Morgensonne weithin glänzenden Waffen gewähren den interessantesten Anblick. Inmitten der feindlichen Schlachtlinie weht majestätisch die heilige Fahne des Propheten."

„Plötzlich, wie ein überschäumendes Meer wälzt sich der Allahruf von beiden Flügeln nach dem Centrum."

„Es ist das Zeichen zum Angriff. Die Erde beginnt zu beben. Viertausend der auserlesensten Reiter setzen sich in Bewegung. Ihnen folgen anderweite dreitausend. Diesen wieder ein Corps von

mehreren Tausend und endlich wogt die Gesammtmasse der feindlichen Armee gegen die beiden französischen Quarrés."

„Wie ein dicker Nebel erhebt sich der von den zahllosen Rossen aufgewühlte Staub und wird vom Winde gegen die Franzosen getrieben. Noch nie haben diese eine solche Masse Cavallerie und ein solches Gemisch von allen Nationen, angreifend, sich nach allen Seiten bewegend und herumtummelnd gesehen."

„Kleber, dessen Haupt gleich einem Banner über seinen Bataillonen emporragt, ruft den Soldaten fortwährend zu, gut geschlossen zu bleiben und weder einen Schritt vor noch rückwärts zu thun."

„Kartätschen, nichts als Kartätschen, commandiren sämmtliche Artillerieoffiziere."

„Wie eine Windsbraut stürmen jetzt die Massen des Pascha von Damascus von allen vier Seiten gegen die französischen Quarrés. Schweigend und unbeweglich wie steinerne Mauern stehen diese auf ihren Posten, den ansprengenden Feinden eine dreifache Reihe von Bajonetten entgegenhaltend. Die Delhis oder Freiwilligen sind die ersten, welche, um sobald als möglich in den

heiligen Lauben des Propheten zu ruhen, sich dem Tode weihen und Pistolen in beiden Händen, den Damascener zwischen den Zähnen, mit verhängtem Zügel gegen die Quarrés anjagen und im nächsten Augenblicke durchbohrt von ihren Rossen stürzen."

„Den Delhis folgen aber die zahllosen Reiterschaaren. Der Boden zittert unter ihrer Rosse Tritt. Sie kommen näher und näher, zwei Secunden noch und der Zusammenstoß ist fürchterlich."

„Feuer! ertönt jetzt der Ruf der französischen Commandanten auf allen Fronten. Es entsteht ein Krachen, als ob sich die Erde öffnen wolle und die beiden Vierecke speien Tod und Verderben nach allen Seiten in die dichtgedrängten Schaaren der Feinde, die sich gerade in der verderbenvollsten Schußweite befinden. Obschon die Asiaten zu Hunderten stürzen, greifen die Ueberlebenden immer von Neuem an. Nichtsdestoweniger bleiben die Quarrés unerschüttert. Ihr furchtbares Feuer rollt ununterbrochen und der kleine Schlachtenhaufe Kleber scheint ein Vulkan, der immer neue Feuermassen auswirft."

„Wie bei einem Sturme die empörten Wogen von allen Seiten in das Fahrzeug schlagen, zu-

sammentreffen und bis zur Höhe der Masten empor sich bäumen, so treffen die Staubwolken aneinander, thürmen sich empor, bedecken wie ein braungrauer Mantel Feind und Freund, und nur der leichte Pulverdampf, von der Morgensonne erleuchtet, steigt in Gestalt einer ungeheuren blaugrauen Säule hoch empor zu den Wolken."

„Allmählig wird das unaufhörliche Allahgeschrei der Feinde, das im Anfange fast das Rollen der Feuerschlünde übertäubte, schwächer und schwächer und erlischt endlich ganz. Ein langer Trommelwirbel gebietet den französischen Quarrés, das Feuer einzustellen. Es legt sich der Staub. Der furchtbare Angriff ist abgeschlagen. Der französische Heldenhaufe steht so unerschüttert wie im Anfang."

„Der Anblick der nächsten Umgebung beider Vierecke ist entsetzlich. Fast die ganze Ebene durchirren Rosse ohne Reiter, von letzteren viele tödtlich verwundet, die im Bügel nachgeschleift werden. Ein Wall von Todten und Verwundeten umgiebt die französische Stellung."

„Nach einer nicht allzulangen Pause erhebt sich in der Ferne von Neuem das Geheul und Allahgebrüll. Die Türken haben sich gesammelt und

braußen mit erneueter Wuth gegen die eisernen Quarrés. Sie werden mit derselben Unerschrocken=heit empfangen wie das erstemal. Der lebendige Vulkan beginnt abermals zu blitzen, zu dampfen und zu krachen, daß in seiner Nähe kein langes Verweilen ist. Dieselbe Verwüstung unter den Angreifern, dieselbe Flucht. Der Angriff ist zum zweiten Male abgeschlagen."

„Der Pascha auf seinem Tigerrosse gewahrt wuthschäumend das wiederholte Zurückweichen sei=ner Cavalleriemassen. Da es hauptsächlich das Kreuzfeuer der in kurzer Entfernung von einander stehenden Quarrés ist, das so großes Verderben unter den Türken anrichtet, so beschließt er einen Angriff auf diesen Raum, welcher die beiden Quar=rés von einander trennt, um letztere aus einander zu drücken."

„Seinem Befehle zu Folge donnern die glän=zenden asiatischen Reiterschaaren zum dritten Male heran. Hatten sie jedoch bei den ersten Angriffen nur den Vorhof der Hölle zu passiren, so gerathen sie jetzt in den Tod und Verderbenvollen Hinter=grund derselben. Das Kartätschenfeuer zeigt sich jetzt in seiner ganzen Furchtbarkeit. Ein wildes

blut=, schweiß= und schaumbedecktes Chaos von lebenden, todten, verwundeten Reitern und Rossen, wogt eine Zeitlang zwischen den beiden Quarrés verzweifelt auf und ab, bis es den verheerenden Kartätschensalven gelingt, die feindlichen Massen abermals zurück zu werfen."

„Kleber, welcher bemerkt, daß das von Junot befehligte Quarré nicht groß genug ist, um alle Pferde, Munitions= und andere Wagen darin aufzunehmen, benutzt unmittelbar nach dem abgeschlagenen Angriff die wenig freien Augenblicke, aus den beiden Vierecken ein Einziges zu bilden. Doch noch ist er damit nicht zu Stande, als die Türken schon wieder heranbraußen. Abdullah hat die Bewegung der Franzosen in's Auge gefaßt und bot alle Kräfte auf, die beabsichtigte Vereinigung zu verhindern. Er warf Reiterschaaren über Reiterschaaren auf das Häuflein der Franzosen."

„Wie ein Weltmeer Woge an Woge gegen das Felsenufer rollt, so stürmen die Asiaten ununterbrochen gegen die Quarrés. Nichts destoweniger gelingt es der bewundernswerthen Ruhe und Taktik der französischen Offiziere und Soldaten, die Vereinigung zu bewerkstelligen. Nach Verlauf einer

kurzen Zeit sind trotz aller Anstrengungen der Feinde die beiden Vierecke zu Einem zusammen gewachsen."

„Verschanzt hinter einem von gefallenen Kriegern und Rossen gebildetem Walle, schlägt nun das furchtbare Quarré alle Angriffe ab, die von dem erbitterten Feinde unternommen werden. Auf allen Seiten kämpft man mit derselben Wuth."

„Es ist Mittag ein Uhr. Bereits währt der Vernichtungskampf ganze sechs Stunden; ganze sechs Stunden vertheidigt sich der französische Heldenhaufen gegen einen zehnmal überlegenen Feind."

„Wie ein gewaltiger Kriegsgott reitet Kleber kaltblütig in seinem flammenspeienden Quarré auf und ab, hier und da aufmunternd und den braven Soldaten Lob spendend."

„Sie schlagen sich wie die Götter, spricht er, sich wohlgefällig den Bart streichend, es ist eine Lust, solche Adlerbrut zu commandiren."

„Wenn indeß Freund Bonaparte noch lange auf sich warten läßt, fährt er nach einiger Zeit zu seinem Adjutanten gewendet fort, werden unsre Köpfe doch springen müssen. Der beste Schwimmer ertrinkt endlich, sobald es die Kräfte nicht mehr hergeben. Da sah ich eben, wie Herr Ab=

dullah vollkommen frische Schaaren herantreibt. Der Mann setzt uns halb Asien auf den Hals. Das ist eine ganz neue Couleur, die so eben angreift; sonderbare Kauze, die müssen direct von der chinesischen Grenze kommen. Was haben diese Kerle für fabelhafte Mützen auf ihren mongolischen Schädeln."

„Bonaparte wird uns sicher nicht im Stiche lassen, sprach der Adjutant, er hat sein Wort gegeben und das hält er."

„So es ihm möglich, unbestritten, aber wenn er ebenfalls irregeführt worden durch hundsföttische Führer, wie ich, so dürfte er uns in einem höchst kopflosen Zustande wieder finden. Auf einem berühmtern Terrain können wir übrigens nicht umkommen, als auf der Ebene von Esdrelon, im Angesichte des ehrwürdigen Tabor. Das ist auch etwas werth."

„Der Kampf tobt in Einem fort; glorreich wie in den Zeiten des Alterthums, wo der Spartanerhaufe den Hunderttausenden des Perserkönigs kühn die Stirn bot; aber allmählig gelangt auch der Bravste zu der Ueberzeugung, die Kleber ausgesprochen. Was hilft es, daß Kanonen- und Ge-

wehrfeuer verheerend in den Reihen der Angreifenden würgen? Die Lücken füllen sich sogleich mit neuen Streitern. Die Uebermacht des Feindes ist zu unermeßlich."

„Bonaparte hat uns verlassen rufen hier und da die Soldaten, denen bei der übermenschlichen Heldenarbeit nicht der Muth, wohl aber die Kraft schwindet."

„Nein, ermuthigen die Offiziere, Vater Bonaparte verläßt seine Kinder nicht, nur brav ausgehalten, er wird bald da sein."

„Allmählich wollen aber auch diese Trostesworte keinen Eingang mehr finden. Ein ruhmvoller Tod ist bald die alleinige Aussicht."

„Abdullah glaubt, daß jetzt die Zeit gekommen, die mürbe gewordenen Schlachtreihen der Franzosen zu durchbrechen und über den Haufen zu werfen. In glänzender Waffenpracht stellt er sich selbst an die Spitze einer mehre tausend Mann starken Reiterschaar, die er für diesen Zweck zusammengezogen. Weit hinein Sieg verheißend leuchtet sein glänzend weißer Reiherbusch, der stolz aus einem Bouquet von Diamanten emporsteigt. Betäubender denn je schwillt das Allahgeschrei zum

Himmel und wie der Sturmwind braust das furchtbare Reitercorps gegen das französische Quarré."

„Da legt sich plötzlich über die Hügelreihe zur Rechten ein weißgrauer Dampf; und gleich darauf rollt ein majestätischer Donner über die Ebene von Esdrelon."

„Wie ein electrischer Strahl durchzuckt es alle französischen Herzen. Unwillkührlich entfährt den Soldaten der Ruf: „Das ist Napoleon Bonaparte. Er verläßt seine Kinder nicht!" Begeisterung stählt von Neuem jede Nerve. Das Quarré steht wieder wie ein eiserner Wall. Kleber, der zeither, um vielleicht den Kampf bis zum Sonnenuntergange zu verlängern, wo die morgenländischen Völker in der Regel alle Feindseligkeiten einstellen, befohlen hatte, die Munition zu schonen, benutzt den günstigen Augenblick und läßt das Feuer verdoppeln."

„Das Quarré, unter dem fortwährendem Jubelrufe: Vive Bonaparte! wird abermals zum Vulkan und wirft so gewaltige Feuermassen aus, daß auch der von Abdullah persönlich angeführte Angriff glänzend abgeschlagen wird."

„Kaum ist die türkische Cavallerie zurückgewor-

fen, als ein zweiter Signalschuß weit über die Berge donnert; und gleich darauf sieht man zwei dunkle Colonnen von den Höhen herabsteigen und unter fortwährendem Trommelwirbel und Sturmmarsch in die Ebene vorrücken."

„Es ist Napoleon Bonaparte, welcher mit dreitausend frischen Truppen und acht Geschützen der bedrängten tapfern Division zu Hülfe eilt."

„Treu seinen Worten, gegen die Türken zu marschiren, wenn es Kleber gelänge, sie zu umgehen, war Bonaparte von Acre aufgebrochen und hatte sich nach Nazareth gewendet, in der Hoffnung, daselbst den Pascha und sein Heer zu treffen."

„Auf den Höhen von Fuli angekommen, überblickt er die Ebene und wird Augenzeuge des heldenmüthigen Kampfes des General Kleber. Sogleich läßt er das Signal der nahen Hülfe ertönen. Als seine Soldaten die Bedrängniß erblicken, in welcher sich ihre Brüder befinden, verlangen sie mit lautem Geschrei in die Schlacht geführt zu werden. Bonaparte indeß mäßigt ihr lobenswerthes Ungestüm und trifft besonnen die Anstalten zum Kampfe. Er bildet aus seiner Infanterie zwei von den Generalen Vial und Rampon be-

fehligte Quarrés, und befiehlt ihnen, in derjenigen Richtung vorzurücken, daß sie mit dem Quarré Klebers die Spitzen eines gleichseitigen Dreiecks bilden, und auf diese Weise die Masse des feindlichen Heeres in die Mitte nehmen. Der General Latour erhält Befehl mit seiner Reiterei dem Feinde den Rückzug abzuschneiden."

„Unter fortwährendem Abfeuern von Signalkanonen rücken Vial und Rampon in der Ebene weiter vor. Abdullah Pascha hat nach den Regeln der Kriegskunst auf der Stelle einen Theil seines Heeres dem neuen Feinde entgegen geworfen; aber die einfachsten Anordnungen der Taktik nicht kennend oder von Bestürzung ergriffen, trifft er nicht die geringsten Anstalten Bonapartes Manöver zu vereiteln. Gestützt auf die numerische Uebermacht seiner Reiterei, will der Pascha einen letzten Versuch machen, das Klebersche Quarré zu sprengen und stürzt sich abermals mit verzweifeltem Ungestüm auf die enggeschaarten französischen Bataillone. Da erscheint Napoleon Bonaparte mit seinen acht Kanonen auf dem Schlachtfelde. Eine allgemeine Tod und Verderben verbreitende Salve verkündigt seine Ankunft."

„In demselben Augenblicke greift das Quarré des General Rampon die Türken in der Flanke und im Rücken an. Diese, um dem Angriffe zu begegnen, lassen von dem erbitterten Kampfe gegen Kleber nach. Sogleich benutzt dieser den Moment der Unschlüssigkeit seiner Gegner, ergreift die Offensive und läßt durch zwei hundert Grenadiere, angeführt von dem tapfern Gereral Verdier, den Flecken Fuli mit Sturm nehmen."

„Zwischen Rampon und Kleber eingekeilt, erkennt der Pascha von Damaskus, daß ihm in so ungünstiger Stellung nichts als der Rückzug übrig bleibe. Er beschließt ihn in der Richtung von Nazareth hin zu nehmen."

„In diesem Augenblicke erscheint Vials Quarré. Die Braven der achtzehnten Halbbrigade voran, wirft es sich dem Pascha entgegen und versperrt den Weg zur Flucht. Kleber's, Rampon's, Vial's Vierecke, dem Plane Bonapartes gemäß, bilden nun ein gleichseitiges Dreieck, rücken gegen die Mitte vor und drücken die Truppen in der Ebene zusammen."

„Niedergeschmettert durch das Geschütz von allen Seiten, durch Kleingewehrfeuer und blanke Waffen zurückgeworfen, von ihrem Lager und Magazinen

abgeschnitten, stürzen endlich die Wogen des aufgelösten feindlichen Heeres, sich Bahn brechend, um den Berg Tabor in wilder Flucht herum und dem Jordan zu. Kaum aber sind die vordersten Flüchtlinge angelangt, da blitzt das Feuer des General Mürat, den Bonaparte gleich von Acre aus nach diesem Uebergangspunkte entsendet, ihnen entgegen. Sie wenden sich. Die Armee geht auf mehreren andern Brücken über den Jordan. Der Gedrang auf diesen Brücken ist so groß, daß sich Unzählige in das Wasser werfen, wo sehr Viele ertrinken. Eine französische Colonne Fußvolk hat die Türken bis an die Ufer des Jordan verfolgt."

„Die der Niederlage entkommenen Völker und Truppen zerstreuen sich nach ihren Heimathländern. Die französische Armee von Saint Jean Acre hat hinfüro nichts mehr von dem Pascha von Damaskus zu fürchten."

„Die Beute der Franzosen ist unermeßlich."

„In der ganzen Kriegsgeschichte finden sich wenig so glänzende Waffenthaten, wo viertausend Helden fünfunddreißigtausend Feinde in die Flucht schlugen. Bonaparte, in seinem Berichte an die französische Regierung, ertheilte die ganze Ehre des

Tages dem General Kleber, obschon er es selbst gewesen, der durch seine geschickten Manöver Kleber herausgehauen und den Sieg entschieden hatte."

„Die Sieger bivouaquirten auf dem Schlachtfelde am Fuße des Berges Tabor, dessen Name zeither nur der Gottesfurcht ehrwürdig, jetzt auch dem Siege geweiht ist."

Kaum hatte der alte Veteran seinen Vortrag beendet, als ein stürmisches und begeistertes hoch Kleber, hoch Bonaparte unter den Versammelten ausbrach. Die Hochs wurden aber noch durch das Hurrah überschrieen, welches Lysiard ausbrachte, indem er in der rechten Hand die Lacrymä Christi Flasche schwenkte.

„Hurrah," rief er, „Kameraden, auf die brave Erzählung des Feldwebels schmeckt ein Trunk. „Hier schickt der Kellermeister unserm verehrten Capitain ein Fläschchen vom Allerbesten. Er hat mir dasselbe selber in die Hand gegeben und auf die Seele gebunden, daß ich vorsichtig damit umgehe."

Die Worte Lysiard's wurden mit einem allgemeinen Hoch auf den braven Kellermeister beantwortet.

„Wohl," sprach Renaud, indem er die Flasche in die Hand nahm, „die Gläser ausgetrunken, es muß Jeder sein Theil bekommen."

Indem aber Renaud den Wein entkorkte, durchfuhr ihn plötzlich ein Gedanke, der ihn verwundert fragen ließ: „aber, Kameraden, wir sitzen geraume Zeit beisammen, wo ist mein Tambour, der Pius; er, der ehedem nicht von meiner Seite kam, hat sich die ganze Zeit nicht blicken lassen. Was soll das bedeuten? Wo steckt er? Was fehlt meinem kleinen Landsmann?"

„Hier steckt der kleine Tambour," rief eine Stimme, und Pius ward ganz aus dem Hintergrunde der einen Zeltecke vorgezogen, wo er still der Erzählung des Feldwebels gelauscht hatte. Nachdem er von dem Segen des alten Ambrosio begleitet, das Kloster verlassen, war er nach dem Offizierzelt geschlichen, um den Liebling seines Herzens, den Capitain, wenigstens aus der Ferne zu sehen; und erst, als der Feldwebel seine Schlacht am Berge Tabor vorgetragen, hatte er es gewagt, näher zu kommen und endlich in's Zelt hineinzuschlüpfen, wo er sich bescheiden ganz in den Hintergrund gedrückt.

„Aber sage mir, Pius,“ frug Renaud in liebevollem Tone und indem er den Jüngling bei der Hand nahm, „was ist mit Dir, warum bist Du mir den ganzen Tag nicht zu nahe gekommen? Ei, ei, wenn ich das nach Saint Marcel schreiben werde, was sollen sie dort von Dir denken? Willst Du mir Deine Freundschaft entziehen, weil ich Dein Capitain geworden bin? Gleich mache Dein Versehen gut und stoße mit Deinem alten Freunde an.“

Renaud hatte bei diesen Worten die Flasche Lacrymä Christi entkorkt und einige Gläser eingeschenkt.

„Also frisch, das Glas erfaßt und angeklungen!“

Halb vor Scham, halb vor innigster Freude hoch erglühend, hatte Pius zum Glase gegriffen. Da ward plötzlich sein Antlitz bleich wie der Tod. Er setzte das Glas wieder hin.

„Um Gotteswillen, Capitain, trink' nicht,“ rief er im ergreifenden Tone, „der Wein ist vergiftet.“

Renaud und die Umsitzenden schauten halb erschrocken, halb verwundert auf Pius.

„Um Gotteswillen, trink' nicht," fuhr der Jüngling verzweifelt fort, griff nach dem Glase, das Renaud so eben zum Munde führen wollte und schüttete den Inhalt auf den Boden.

„Der kleine Tambour ist toll geworden," rief es von mehreren Seiten, „welche Vermessenheit, dem eignen Capitain das Glas aus der Hand zu reißen."

Selbst Renaud war ob des Benehmens seines jungen Freundes ungehalten worden.

„Pius," sprach er unfreundlich, „was fällt Dir ein, was beginnst Du?"

„Mir soll der Tambour den kostbaren Wein nicht auf den Boden gießen," sprach der neben Renaud sitzende Lieutenant Laroche und trank sein Glas in einem Zuge aus.

„Der Wein ist vergiftet," fuhr Pius in höchster Leidenschaft fort, „ich beschwöre euch bei allen Heiligen."

„Herr des Himmels, Herr Lieutenant, was ist Euch," rief es plötzlich von mehreren Seiten und Alles sprang dem Laroche zu Hilfe, der, geisterbleich, zusammenbrach und Renaud in die Arme sank.

„Pius hat Recht,“ sprach Laroche mit ersterbender Stimme, „barmherziger Gott, wie wird mir.“

„Rasch eine Ader, eine Ader geöffnet,“ rief Pius, „Doctor, Euer Bindezeug.“

Der anwesende Compagniearzt, welcher dem Ohnmächtigen die Kleider aufgerissen, schlug sofort eine Ader.

„Hier ist Gegengift,“ rief Pius, die Phiole aus der Brusttasche reißend, „drei Tropfen in die Wunde.“

Der Wundarzt, obschon er nicht begriff, was diese drei Tropfen nützen sollten, that gleichwohl wie Pius geheißen. Kaum hatte er aber das Gegengift mit dem Blute vermischt, als letzteres, das Anfangs nur stockend und schwärzlich rieselte, die natürliche Blutfarbe wieder annahm und rascher floß.

Nach einigem Blutverluste ward Laroche verbunden, er erwachte aus seiner Ohnmacht und erklärte, daß er sich wohler fühle.

Kaum hatte sich die erste Bestürzung ob der erschütternden Scene gelegt, als sich das Wort „Giftmord“ mit Blitzesschnelle verbreitet und eine

furchtbare Wuth unter den Soldaten hervorrief. Am meisten tobte Lystard. In seinem Ingrimme, daß sein Opfer auch diesmal seiner Mordlust entgangen, gab er sich das Ansehen eines Besessenen. Er munterte die Soldaten auf, das Kloster zu stürmen und in Brand zu stecken. Seine Worte fanden auch den allgemeinsten Anklang und man machte sich bereits zornentbrannt auf den Weg, als Renaud mit aller Autorität und Energie dazwischen trat.

„Aber der Kellermeister muß zur Stelle. Er soll selbst seinen Wein trinken, den die Hölle gewürzt hat. Diesem allgemeinen ausgesprochenen Wunsche widersetzte sich Renaud nicht. Er wünschte wenigstens, daß der Kellermeister Auskunft ertheile über die Vergiftung. Um dem bejahrten Manne jedoch, ehe er für überführt zu achten, vor Thätlichkeiten einer empörten Soldateska zu schützen, beorderte er zur Abholung ein ganzes Commando unter dem Befehl eines Lieutenant. Während sich dieses Commando in Bewegung setzte, trugen die Soldaten den kleinen Tambour im Triumphe umher.

„Ich habe es immer gesagt,“ meinte dieser

und jener, „der kleine Tambour ist ein Teufelskerlchen, ein ganz kluges und gescheites Bürschchen.“ Lysiard aber irrte wieder, Schlangen im Herzen, daß sein Plan mißlungen, durch die finstre Nacht.

Nach einiger Zeit brachte man den zum Tode erschrockenen Kellermeister vor Renaud. Als man ihm das Vorgefallene mittheilte, wollte der alte Mann fast zur Erde sinken vor Entsetzen. Er betheuerte bei allen Heiligen seine Unschuld und daß er mit der Flasche lediglich dem Herrn Capitain eine Freude machen wollen. Als man in diese Worte großen Zweifel setzte und es offen bekannte, griff der alte Mann, ehe man sich's versah, nach der vergifteten Flasche, die auf dem Tische vor ihm stand und that einen herzhaften Schluck, um den Beweis zu liefern, daß er den Wein für vollkommen unschädlich halte, doch in derselben Zeit, wie früher Laroche, knickte auch er zusammen.

„Er ist unschuldig,“ riefen jetzt viele Stimmen, „rettet ihn.“ Sogleich war Pius mit der Phiole bei der Hand und träufte Balsam in die von dem Doctor geschlagene Wunde.

„Da sind aber die andern Mönche im Kloster

die Giftmischer," tönte es von Neuem. Da sprang der Held des Abends, der kleine Tambour, auf einen Stuhl.

„Kameraden," rief er, „daß ich das Gift erkannt, haben mich diese Mönche erst gelehrt, wie sie mir auch das Gegengift gegeben."

Diese Worte trugen viel zur allgemeinen Beruhigung bei. Man rieth jetzt hin und wieder, aber so viel man auch grübeln mochte, die Vergiftungsgeschichte blieb ein Räthsel.

Am andern Morgen brach die Compagnie früh auf. Sie vereinigte sich mit ihrem Regiment, welches nach dem Süden marschirte, und zwar in der Richtung von — Marengo.

Zwölftes Kapitel.

Unter Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken und dem Jubel der Bevölkerung hielt Napoleon Bonaparte seinen Einzug in die Hauptstadt der Lombardei, welche über ein Jahr in der Gewalt der Oestreicher sich befunden hatte. Die Spottbilder auf die französische Reservearmee, welche die Fenster der Bilderhändler bedeckt hatten, waren verschwunden. Man hatte diese Armee dargestellt als einen Haufen Greise und Kinder, zerlumpt mit Knitteln bewaffnet, auf Eseln reitend und ein paar Schlüsselbüchsen anstatt der Artillerie mit sich führend. Wie erstaunten daher die Feinde Frankreichs, als die glänzenden Bataillone und Schwadronen, denen zudem der fabelhaft klingende Ruf als Besieger der Alpen vorherging, unter energischem

Trommelwirbel und unter siegesfreudigem Trompetengeschmetter durch die Straßen zogen.

So wie der Erste Consul sich im Besitze Mailands befand, war seine erste Sorge, zahlreiche Gefängnisse zu öffnen, in welchen patriotische Italiener geschmachtet, die man wegen ihrer antiöstreichischen Gesinnung ihrer Freiheit beraubt hatte. Eine andre Sorge des Ersten Consul war, eine provisorische Verwaltung der cisalpinischen Republik zu errichten, wozu er die geachtetsten Männer des Landes ernannte. Dabei befolgte er dasselbe System, welches ihm auch in Frankreich zur Richtschnur diente. Er gestattete weder Gewaltthätigkeit noch Reaction. Denjenigen Italienern, die zur französischen Partei gehörten, ward nicht erlaubt, ihre neue Macht, die sie erhalten, gegen ihre Landsleute der entgegengesetzten Partei zu mißbrauchen.

Kaum waren diese ersten und wichtigsten Angelegenheiten geordnet, als Bonaparte zugleich bemüht war, seine Colonnen nach allen Richtungen vorwärts zu führen. Die Franzosen drangen unaufhaltsam und im Bewußtsein des Sieges bis an die Seen, die Adda und den Po vor, um durch

ihr Erscheinen die allgemeine nationale Erhebung des Volks zu fördern, um die Magazine der Oestreicher in die Hand zu bekommen, um letztere ihrer Verbindungen mit dem Mutterlande zu berauben und ihnen vollkommen jede Rückzugslinie abzuschneiden.

Der General Lannes, welcher in der Richtung von Pavia marschirte, war am ersten Juni daselbst eingerückt und waren sehr bedeutende Kriegsvorräthe aller Art den Franzosen in die Hände gefallen. In den Arsenalen fand man dreihundert Kanonen, zur Hälfte Feldgeschütze. Ein anderer für die damaligen Zustände der französischen Armee sehr werthvoller Fund waren einige Pontontrains, weil an solchen die Franzosen bisher fühlbar Mangel gelitten.

Die Division Chabran, welche die Aufgabe gehabt, sich des Fort Bard zu bemächtigen, hatte diese Eroberung am ersten Juni bewerkstelligt und damit achtzehn Kanonen erobert. Der General Chabran ließ in dem genannten Fort, sowie in Ivrea eine Besatzung zurück und besetzte die Linie des Po von Dora Baltea bis an die Sesia. Von hier an besetzte Lannes den Po bis Pavia.

Das vom Simplon herabkommende Corps des General Bethancourt wurde vor Arona gegen das Ende des Lago maggiore aufgestellt. Die italienische Legion rückte über Brescia den Oestreichern nach, die sich eiligst zurückzogen. Zu derselben Zeit rückten zwei andre Divisionen über die Adda und marschirten auf Lodi und Crema. Die Oestreicher getrauten sich jetzt nicht mehr, die Linie der Adda zu halten und zogen sich hinter den Mincio unter dem Schutz der Kanonen von Mantua zurück.

Somit stand dem General Moncey, der vom Sanct Gotthard daher kam, kein Feind mehr im Wege. Die einzige Schwierigkeit, mit welcher dieser tapfere General zu kämpfen hatte, bestand darin, sich in den unwirthbaren Gegenden mit hinreichenden Lebensmitteln zu versorgen. Die ersten Colonnen des Sanct Gotthardcorps waren bereits in die Ebenen herabgestiegen, mußten aber hier einige Tage Halt machen, um die nachfolgenden Kameraden, die noch in den Bergen waren, abzuwarten. Es war dieß ein großer Uebelstand, denn das Corps bedurfte der größten Eile, wollte es noch rechtzeitig zur Befreiung des heldenmüthigen Massena in Genua mitwirken.

Nicht ohne Wohlgefallen überschaute der Erste Consul, wie alle seine Colonnen sich nach und nach vereinigten. Nur General Thürreau fehlte, welcher am Ausgange des Passes über den Mont Cenis in einem Lager verschanzt stand.

Die strategische Lage der französischen Armee war durch die weisen Combinationen des Ersten Consul unvergleichlich. Es war für Alles Sorge getragen, für die bevorstehenden Operationen, wie für eine gesicherte Rückzugslinie, im Fall sich das Waffenglück gegen Frankreich wenden sollte. Der kräftigste Stützpunkt war Mailand und der Rückzug durch die Alpenpässe des Bernhard, Simplon, Mont Cenis und Gotthard gesichert. Die französische Armee verproviantirte sich aus eroberten östreichischen Magazinen; sie hatte dem Feinde alle Straßen abgeschnitten und ihn in eine Lage gebracht, die ihn, nach einer verlornen Schlacht der Vernichtung Preis gab.

Der östreichische Oberfeldherr, nachdem sich die Franzosen in seinem Rücken in den Ebenen der Lombardei ausbreiteten, durchschaute jetzt mit Schrecken den furchtbaren Plan, der zu seiner Vernichtung sich immer deutlicher entwickelte. Wie ein

Wunder waren Colonnen, deren Dasein man ein Jahrlang für ein Märchen gehalten und bespöttelt hatte, die Alpen herabgekommen und hatten auf eben so wunderbare Weise ein Netz gesponnen, dessen Faden sich von Tage zu Tage mehr zusammenzogen.

Um im östreichischen Hauptquartier die schlimme Lage, in der man sich befand, noch schlimmer zu machen, traf in derselben Zeit die Hiobspost aus Deutschland ein, daß auch die dasigen östreichischen Heere von Mißgeschick verfolgt würden, daß sie bis auf Ulm zurückgedrängt worden.

Der östreichische Feldherr sah jetzt ein, daß er in seiner Lage mit halben Maßregeln nicht mehr auskomme, und daß entscheidende Schläge gethan werden müßten, um ihn aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien. Baron Melas gab daher die gemessensten Befehle, die Linie des Var, sowie die Belagerung Genuas aufzugeben, damit sich die gesammte östreichische Streitmacht in der Gegend von Alessandria vereinigen könne.

Als der Erste Consul von diesen Maßnahmen des östreichischen Feldherrn Kunde erhielt, frohlockte sein Herz; das war es ja eben gewesen,

was er hatte bezwecken wollen, nämlich das hartbedrängte Genua zu befreien. Nichts destoweniger stand das Geschick dieser Stadt und das Geschick der tapfern Besatzung im Buche des Schicksals anders geschrieben.

Lange hat sich nicht ein eiserner Charakter, wie der des General Massena war, so ehrenhaft bewährt. Er blieb unbeugsam bis an's Ende und sagte zu seinen Soldaten: ehe Massena sich ergiebt, müssen wir zuvor unsre eignen Stiefeln fressen. Das Fleisch der schlachtbaren Thiere war längst aufgezehrt. Man mußte zu Pferdefleisch seine Zuflucht nehmen. Endlich ging auch dieses zu Ende und es blieb nichts übrig als Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse. Das traurige Brod, aus Hafer und Bohnen bereitet, war auch zu Ende. Bereits seit dem dreiundzwanzigsten Mai hatte Massena Alles, was in den Magazinen der ausgehungerten Stadt an Stärkemehl, Leinsaat und Cacao vorhanden war, zusammenbringen und ein Brod daraus bereiten lassen, das nicht nur allen Geschmacknerven widerstand, sondern auch auf die Gesundheit höchst nachtheilig wirkte, weil keine Möglichkeit war, dieses Surrogat zu verdauen.

Von Tage zu Tage füllten sich mehr die Spitäler; das arme Volk lebte nur noch von Krautsuppe und war allen Qualen des Hungers Preis gegeben. Die Straßen und öffentlichen Plätze waren bedeckt mit bleichen Hungergestalten, denen der Tod aus den hohlen Augen sah. Die öffentliche Barmherzigkeit reichte bei so allgemeinem Elende nicht mehr aus. Verschmachtete Frauen und Kinder boten einen herzzerreißenden Anblick dar.

Dieses unsägliche Unglück ward noch vermehrt durch die zahlreichen Kriegsgefangenen, die Massena nicht wieder gegen Ehrenwort losgab, weil in frühern Fällen dieses Ehrenwort schmählich gebrochen worden war und die Gefangenen unmittelbar nach der Freilassung wieder Dienst genommen und die feindlichen Reihen verstärkt hatten. Massena ließ daher den östreichischen Generälen den Vorschlag machen, für ihre Gefangenen wenigstens Mundvorrath abzulassen. Er gab zugleich sein Ehrenwort, daß dieser Mundvorrath lediglich dazu verwandt werden sollte, die Gefangenen vom Hungertodte zu retten. Die östreichischen Generäle waren unmenschlich genug diese Forderung Massenas abzuschlagen und somit ihre eignen Landsleute und

Kameraden dem Hungertodte Preis zu geben. Dem französischen Feldherrn blieb sonach nichts übrig, als die Gefangenen mit derselben miserabeln Nahrung zu speisen wie die Armee der Stadt. Dies war aber keine Kost für kräftige Männer, die die fruchtbare Nahrung der Lombardei gewohnt waren. Es drohte eine Empörung unter ihnen auszubrechen. Massena sah sich daher genöthigt, die unglücklichen Gefangenen in alte Schiffsrumpfe einzusperren, die auf dem Wasser schwammen. Kanonen, bei welchen Kanoniere mit brennenden Lunten standen, waren am Ufer aufgefahren, jeden Augenblick bereit diese Schiffswrake, sobald die Gefangenen sich nicht ruhig verhielten, in den Grund zu schießen. Die unglücklichen Eingesperrten stießen von Zeit zu Zeit, theils vom Hunger gepeinigt, theils von dem entsetzlichen Aufenthalte zur Verzweiflung gebracht, ein fürchterliches Geheul aus, welches schauerlich in den Straßen von Genua wiederhallte.

Die Noth und das schreckliche Elend erreichten von Tag zu Tag eine größere Höhe. Schatten ähnlich schlichen die unglücklichen Soldaten durch die Straßen. Ihre Kräfte waren so geschwächt,

daß man der einzelnen Schildwache gestatten mußte auf ihrem Posten zu sitzen. Selbst bei der bessern Classe der Bürger von Genua war der Muth in solchem Grade gesunken, daß Niemand mehr Nationalgardendienste verrichtete. Massena mußte von Stunde zu Stunde gefaßt sein, daß die allgemeine Noth in offne Verzweiflung und Empörung ausbreche. Dumpfe, unheimliche Gerüchte, daß in nächster Stunde die Rebellion ihr blutiges Haupt erheben und allgemeine Anarchie ausbrechen würde, durchliefen ununterbrochen die Stadt und ängsteten die Gemüther der Bewohner. Auf allen bedeutenden Straßen und freien Plätzen standen Kanonen, bereit, jede Empörung im ersten Beginn niederzuschmettern.

Wie ein schwacher Hoffnungsschimmer verbreiteten sich auf der andern Seite ermuthigende Gerüchte. Einigen Adjutanten Massenas war es mit Lebensgefahr gelungen, sich durch die feindlichen Cernirungstruppen zu schleichen und wohlbehalten zurückzukehren. Die Erstern brachten die Nachricht, daß sich die Reservearmee wirklich in Marsch gesetzt; daß der Hauptzweck des Ersten Consul sei, das hartbedrängte Genua zu entsetzen. Andre

Boten wollten wissen, Bonaparte habe bereits mit einer stattlichen Armee die Alpen überstiegen und eile mit Sturmesflügeln Genua zu Hülfe.

Aber Stunde für Stunde, Tag für Tag verging und keine Erlösung aus der entsetzlichen Lage. Man zweifelte endlich, ob es dem Ersten Consul mit dem Entsatze Ernst sei. Entweder, hieß es, ist er bereits geschlagen und über die Berge zurückgedrängt, oder er giebt in Verfolgung eines größern Plans Genua der Vernichtung Preis. Damit sein höherer Plan gelingt, muß die Hauptstadt von Ligurien geopfert werden. Bonaparte, rechnete man weiter, ist nicht der Mann, der mit einer Armee zehn Tage braucht, um von den Alpen nach den Appeninen zu gelangen. Wenn wir aber einmal als Opfer ausersehen sind, so ist auch unser fernerer Widerstand unnöthig. Was nützt es Frankreich und dem Ersten Consul, wenn wir bis auf den letzten Mann umkommen.

Also sprachen die Bewohner von Genua und selbst die Soldaten Massenas theilten diese Meinung.

Aber unbeugsam blieb der eiserne Feldherr. Sein Muth, seine unbeugsame Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang wirkten mehr zur Aufrechter-

haltung der Ordnung als seine Kanonen. Er selber aß das abscheuliche Brod der Soldaten und theilte als Oberfeldherr ihr kärgliches Mahl.

Und die Noth stieg immer höher und immer noch keine Nachricht von Bonaparte. Da zerbrachen eine Anzahl von Soldaten ihre Waffen und es ging die Sage von einem bevorstehenden Militairaufstande. Massena erließ eine Proclamation, in welcher er den Soldaten ihre Pflichten in's Gedächtniß rief, die eben so sehr darin bestehen, Entbehrungen und Leiden zu ertragen, als den Gefahren der Schlacht Trotz zu bieten. Er wieß sie auf das Beispiel ihrer Offiziere hin, die von denselben Nahrungsmitteln lebten und täglich im Kampfe muthig vorangingen. Er erweckte die Hoffnung in den Soldaten, daß der Erste Consul mit einer Armee zu ihrer Befreiung heranrücke. Wenn man jetzt capitulire, so verlöre man durch einen Augenblick den Erfolg Monate langer Leiden, Entbehrungen und Opfer. Noch einiger Tage, ja einiger Stunden bedarf es vielleicht und die Befreiung ist da; wie groß sind alsdann die Dienste, die man dem Vaterlande geleistet.

Bei jedem Kanonendonner, bei jedem ungewöhnlichen Geräusch glaubte man die Kanonen Bonapartes zu hören. Alles ward von neuer Hoffnung belebt. Eines Tages glaubte man ganz deutlich das Krachen von Geschützen zu vernehmen. Ueberall ward Jubel laut. Man stürzte auf die Wälle. Massena selbst begab sich dahin. Abermalige Täuschung. Der vermeintliche Donner der Kanonen der Befreiungsarmee war nichts als das Brausen eines Ungewitters in den Appeninen. Die alte Niedergeschlagenheit, die alte Verzweiflung kehrte wieder.

Endlich war die Noth so hoch gestiegen, daß dem einzelnen Mann täglich nur noch für zwei Unzen des schlechten aus Stärkemehl und Cacao bereiteten Brodes verabreicht werden konnte, und waren alle Vorräthe dermaßen aufgezehrt, daß selbst diese armseligen Rationen nur für ein paar Tage noch ausreichten. Hier hörte nun allerdings jeder fernere Widerstand auf, da man den Soldaten, nachdem alles nur einigermaßen Genießbare aufgezehrt war, doch nicht zumuthen konnte, sich einander selber aufzuessen. Trotzdem glaubte der heldenkühne Massena erst dann seine Pflicht vollkommen

erfüllt zu haben, wenn er seinen Widerstand bis zu dem alleräußersten Punkte fortsetze. Er wollte muthig ausharren, bis die letzte Unze Brod wirklich verzehrt war.

Als dies geschehen, es war am zweiten Juni, empfing der General endlich den Parlamentair des östreichischen General Ott. Aus der Unterredung mit dem feindlichen Abgesandten, erkannte Massena nicht unrichtig, daß auch den Oestreichern daran gelegen schien, und daß sie durch irgend einen Grund gedrängt würden, die Sache zum Abschlusse zu bringen. Und dem war auch so; General Ott hatte bereits von Baron Melas die bestimmtesten Befehle erhalten, die Belagerung von Genua aufzuheben und sich auf Alessandria zurückzuziehen. Als daher Massena aus der Unterredung mit dem feindlichen Parlamentair zurückkehrte, sagte er zu den Genuesern: „Gebt mir zwei Tage Lebensmittel, ja nur auf einen Tag und ich rette euch vor den Oestreichern und meine Armee vor der Schmach der Uebergabe."

„Am dritten Juni endlich erschien der verhängnißvolle Moment, wo Massena mit den feindlichen Abgesandten in wirkliche Unterhandlung trat.

Die große Scene spielte in einer Kapelle an der Brücke von Cornigliano. Die östreichischen Abgeordneten saßen an einem Tischchen, während Massena, in dessem Innern Tod und Verderben tobten, scheinbar gelassen, die Hände auf den Rücken auf- und abschritt. Als der Eine der Abgeordneten das Wort Capitulation aussprach, blieb Massena stehen; sein Auge rollte fürchterlich.

„Noch einmal dieses Wort," rief er, „und alle Verhandlungen sind abgebrochen. Ich verlange, daß meine Armee frei abzieht, mit fliegenden Fahnen und daß ihr frei steht, fort zu dienen und fort zu kämpfen, sobald sie die Linien der Belagerer überschritten hat."

Als die östreichischen Offiziere ob dieser Forderung bedenkliche Gesichter machten, sprach Massena kalt: „Wohlan, entweder — oder, mir ist's gleich. Ehrenvoller Abzug oder ich breche mit meinen achttausend verhungerten Soldaten auf und schlage mich durch. Noth und Verzweiflung und die Hoffnung einer besseren Lage wird meinen Truppen ersetzen, was ihnen an Anzahl abgeht."

Endlich willigte man ein, die Besatzung mit Waffen und Gepäck frei abziehen zu lassen, ver-

langte aber die persönliche Gefangenschaft Massena's. Man fürchtete, unter Anführung eines solchen Helden werde die Besatzung von Genua nach Savona ziehen, sich mit den Truppen Suchet's vereinigen und im Rücken der Oestreicher irgend eine gefährliche Bewegung ausführen. Um Massena, dessen Unwille bei dieser Bedingung laut aufbraus'te, zu besänftigen, sagte man ihm, daß es eine für ihn doch ehrenvolle Bedingung sei. Nichtsdestoweniger wollte Massena etwas davon wissen. Die Abgeordneten verlangten jetzt, daß die Besatzung zur See nach Frankreich übergeführt werde, damit sie keine Gelegenheit habe, sich mit dem Corps des General Suchet zu vereinigen.

„Auch hierauf," sprach Massena, „kann ich mich nicht einlassen. „Entweder freier Abzug zu Lande oder durchschlagen."

Demnach willigte man ein, alle Diejenigen, die noch im Stande wären, die Waffen zu tragen und deren Anzahl etwa aus achttausend Mann bestand, zu Lande abziehen zu lassen. Die Genesenden sollten nach und nach eingeschifft und in Suchet's Hauptquartier gebracht werden. Außerdem blieben viertausend Kranke in den Hospitä-

lern zurück, d. h. östreichischen Abgeordneten verstanden sich dazu, dieselben zu ernähren und zu pflegen und sobald sie geheilt, der französischen Armee auszuliefern. Ein französischer General sollte als ihr Anführer zurückbleiben.

„Aber, meine Herren," hub Massena an, nachdem alle die das Militair betreffenden Punkte verhandelt worden waren, „wie steht es mit meinen armen Genuesern, die so treu zu mir gehalten und meine Leiden und Entbehrungen getheilt haben. Ich stelle als ausdrückliche Bedingung, daß Niemand wegen seiner politischen Gesinnung verfolgt und daß Person und Eigenthum eines Jeden geachtet und geschützt werde."

Diese Bedingung ward von den östreichischen Commissarien gleichfalls zugestanden.

Massena verlangte ferner, daß man den Genuesern ihre gegenwärtige Regierung lasse, jene Regierung, die sie der französischen Revolution verdankten. Als die östreichischen Abgeordneten hierauf erklärten, daß es außerhalb ihrer Vollmachten liege, hierüber eine Verbindlichkeit eingehen zu können, so bestand auch Massena nicht weiter auf diesen Punkt.

„Wohlan," sprach er, „führt eine Regierung ein, welche ihr wollt, aber das sage ich euch, daß ich, ehe vierzehn Tage vergehen, wieder in Genua bin." Auf diese prophetische Aeußerung gab der östreichische Offizier, Herr von Saint Julien, die eben so edle wie zartsinnige Antwort: „Ihr werdet, Herr General, in dieser Festung Männer finden, die sich zu vertheidigen von Euch gelernt haben."

Die Schlußberathung ward auf den folgenden Tag festgesetzt. Die östreichischen Offiziere erhoben noch einige Schwierigkeiten, als aber Massena auf seiner früher Alternative, entweder bewilligen oder sich durchschlagen, bestand, gaben die Comissäre nach.

Es wurde festgestellt, daß der Räumungsvertrag, da man das Wort Capitulation sorgfältig vermied, noch an demselben Abende abgeschlossen werden sollte. Die östreichischen Offiziere, in Massena den großen Feldherrn erkennend und ehrend, erwiesen ihm die ausgezeichnetste Artigkeit.

Der Abend sank herab, Stadt und See hüllten sich in graue Schleier und noch immer zögerte Massena, den Vertrag zu unterzeichnen; noch immer hoffte er, daß plötzlicher Kanonendonner erschallen und die Befreier nahen würden. In

halber Verzweiflung schritt der tapfre Vertheidiger von Genua in seinem Gemach auf und nieder. Er hatte nach allen Richtungen Kundschafter ausgeschickt, ob nicht von irgend einer Seite Hoffnung und Befreiung winke. Sie kehrten sämmtlich wieder, ohne die gewünschte Kunde zu bringen. Da blieb Massena nichts übrig. Er mußte als Mann von Ehre sein Wort halten und so unterzeichnete er den Vertrag, welcher die Stadt Genua in die Gewalt der Oestreicher lieferte.

Am folgenden Tage erfolgte der Ausmarsch der Garnison. Die bereits halbverhungerten Soldaten erhielten bei den Vorposten Lebensmittel. Massena für seine Person verließ zu Schiffe die Stadt, die er so lange Zeit heldenmüthig vertheidigt und fuhr mit hoch aufgehißter dreifarbiger Fahne und umsaust von englischen Kugeln die sardinische Küste entlang, um das Lager von Suchet zu erreichen.

Dies war das Ende dieser in der Kriegsgeschichte so denkwürdigen Belagerung von Genua. Funfzehntausend belagerte Franzosen hatten nach und nach achtzehntausend Oestreicher theils gefangen genommen, theils kampfunfähig gemacht. Von den funfzehntausend Vertheidigern Genuas waren dreitau-

send in Folge der unterschiedlichen Kämpfe geblieben, viertausend waren mehr oder minder schwer verwundet. Nur achttausend obschon von Hunger zu Sceletten abgezehrt, kehrten zur Feldarmee zurück. Von drei Divisionsgeneralen blieben zwei. Von sechs Brigadegeneralen wurden vier verwundet. Von zwölf Generaladjutanten wurden sechs verwundet, einer gefangen und einer getödtet. Vom Generalstabe blieben zwei Offiziere, wurden sieben gefangen und vierzehn verwundet. Von siebzehn Obersten blieben blos sechs kampffähig; von dem gesammten Offiziercorps war zur Zeit der Uebergabe blos ein Viertheil im Stande, Waffendienst zu leisten. Man sieht hieraus, mit welcher heldenmüthigen Aufopferung die Führer ihren tapfern Schaaren vorangegangen waren; so hat denn auch der französische Soldat nie größere Ausdauer und Heldenmuth an den Tag gelegt als bei der Belagerung von Genua.

Ende des Zweiten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.